Frederic Spohr

aus Deutschland

Stipendien-Aufenthalt in Indien

vom 1. Februar bis 15. März 2012

Wenig Licht, viel Schatten – Indiens Energiehunger und die Folgen

Von Frederic Spohr

Indien, vom 1. Februar bis 15. März 2012

Inhalt

1.	Zur Person	421
2.	Willkommen im Dreck	421
3.	Zuhause bei der Klimalobby	423
4.	Nur die Götter können diese Stadt retten	425
5.	Die Lichter von Notki	432
6.	Slumdog Entrepreneurs	435
7.	Startup im Staub	439
8.	Schönes neues Dorf	443
9.	Kampf gegen 30.000 Megawatt	448
10.	Fazit	453

1. Zur Person

In Indien recherchierte Frederic, Jahrgang 1985, schon das zweite Mal. Seine ersten Eindrücke von dem Land sammelte er 2009 bei einem Praktikum in der Redaktion der Deutschen Presse Agentur in Neu Delhi. Nach den ersten Schocks für Verdauung und Geist wurde ihm klar, dass er sobald wie möglich in das Land zurückkehren wollte. Vorher musste er aber noch seine Ausbildung an der Kölner Journalistenschule absolvieren und sein Studium der Sozialwissenschaften abschließen. Parallel dazu schrieb er für das Handelsblatt und die Welt. Im Februar 2012 klappte dann endlich ein Wiedersehen mit Indien dank der Heinz-Kühn-Stiftung. Asien wird er schon kurz nach seiner Rückkehr wieder besuchen. Im Sommer 2012 zieht er nach Bangkok, um dort als freier Korrespondent für verschiedene Medien über Südostasien zu berichten.

2. Willkommen im Dreck

Mein Thema hätte fast meinen Landeanflug verhindert. Im Winter ist der Smog in Delhi besonders dicht. Die Armen der 16-Millionen-Metropole, und davon gibt es viele, zünden dann alles an, was sie finden können. Nachts wird es kalt in Delhi, und ein kleines Feuer aus Müll stinkt zwar, aber es hält warm. Die Dunstglocke wird durch die ungünstigen Winde während dieser Jahreszeit so dicht, dass Flüge gecancelt und Landeanflüge abgebrochen wurden müssen.

Wenn man im Februar durch Delhi läuft, ist es so, als hätte man einen ständigen Begleiter dabei, der neben einem versucht, nasses Zeitungspapier anzuzünden. Mein Thema hat viel mit dem Smog zu tun: der Energiehunger des Landes und dessen Folgen. Denn Indien steckt in einem Dilemma: Einerseits braucht Indien dringend Energie, um seine Armut zu bekämpfen. Andererseits ist die günstigste Energie in der Regel auch die schmutzigste. Die Folge sind Smog und ein steigender CO^2-Ausstoß, der Indien besonders stark treffen könnte. Denn Indien ist vermutlich das Land, das am stärksten unter dem Klimawandel zu leiden hätte.

Der bissige Geruch erinnert mich sofort an meinen Aufenthalt vor drei Jahren. Damals war ich zur selben Jahreszeit für ein Praktikum bei der Deutschen Presse Agentur in der Hauptstadt Indiens. Viele sagen über Indien: Entweder man hasst oder man liebt es. Als ich damals nach sechs Wochen abreiste, spürte ich Beides: Ich war abgestoßen von der Radikalität der Gesellschaft, der Armut und dem Schmutz. Gleichzeitig war ich aber auch fasziniert von der Fremdheit, und den schnellen Veränderungen, die

das Land durchmacht. Nach meiner letzten Abreise fühlte ich, dass ich das Land kaum verstanden hatte – sofern man ein Land überhaupt verstehen kann. Wenn ich später von der Reise erzählte, sind mir selbst jedenfalls oft Widersprüche in meinen Schilderungen aufgefallen. Deswegen wollte ich unbedingt wiederkommen.

Indien katapultiert sich mit beeindruckender Geschwindigkeit nach vorne. Schon in den drei Jahren, in denen ich nicht in Delhi war, hat sich viel verändert: Die Kühe, die vor Jahren noch die Wege durch die Altstadt mit Kuhfladen zugepflastert hatten, sind nahezu verschwunden. Die Metro wurde in wahnsinnigem Tempo ausgebaut, und mir scheint, als würde der Verkehr etwas schneller fließen – auch wenn alle Einheimischen das bestreiten und weiter auf den Verkehr schimpfen. Ein Inder, den ich zufällig auf der Straße treffe, zeigt mir eine der neuen Elektro-Rikschas, die jetzt durch die Stadt fahren. Allerdings entdecke ich während meines Aufenthalts auch wirklich nur dieses einzige Exemplar – ein kleines Modellprojekt, wie es derzeit unzählige im Land gibt und von denen ich auch einige besucht habe.

Während meiner ersten Tagen in Indien habe ich Chandra Bhushan getroffen, er ist Energieexperte beim Center for Science and Environment in Delhi. Chandra sagte mir, wenn ich Indiens Dilemma verstehen möchte, dann soll ich mir Dörfer angucken, in denen die Menschen nachts schmutzige und funzlige Petroleumlampen anzünden müssen, wenn sie nicht in der Finsternis sitzen wollen. Ich sollte aber auch dorthin fahren, wo Indien seine Energie in diesem Jahrhundert hauptsächlich produzieren will: In die vollgerußten Industriestädte und in jene Gebiete, denen die Verschmutzung noch droht und Bauern verzweifelt um ihre Felder kämpfen. Denn auch wenn Indien sehr viel in erneuerbare Energien investiert: Noch immer ist die Stromerzeugung mit fossilen Brennstoffen deutlich billiger. Doch was für ganz Indien gut sein soll, bedeutet für eine einzelne Region häufig eine Katastrophe.

Ich habe versucht, Chandras Rat zu befolgen und beides besucht: kleine Dörfer, in denen die Menschen bis vor kurzem noch eine funzlige Petroleumlampe anzünden mussten, um nicht im Dunkeln zu sitzen – oder erst seit wenigen Monaten elektrischen Strom in ihren Hütten haben. Ich bin aber auch in die Gebiete gereist, in denen Indien seine Stromversorgung durch riesige Kraftwerke decken will. Ich habe in meinem Leben selten so verschmutzte Orte gesehen. Die oft riesigen Kraftwerke und Kohlegruben bringen außerdem noch ein weiteres Problem mit sich: Sie fressen unglaublich viel Land, das früher den Bauern als Weide- oder Ackerland diente. Die gigantischen Infrastrukturprojekte rauben damit vielen Farmern ihre Lebensgrundlage. Die versprochenen finanziellen Kompensationen verschwinden häufig in den Taschen korrupter Beamter.

3. Zuhause bei der Klimalobby

So gut bewacht bin ich noch nie zu einem Termin gefahren. Schon einen Kilometer vor meinem Ziel stehen alle 20 Meter schwer bewaffnete Soldaten am Straßenrand Spalier. Die Wachen wurden allerdings nicht für mich platziert – direkt hinter mir fährt die lange Eskorte des Ministerpräsidenten Indiens, Manmohan Singh. Es ist morgens, vielleicht acht Uhr, ich bin müde, zerzaust, aber erwartungsvoll. Erst gestern Nacht bin ich gelandet. Ich hatte vielleicht zwei Stunden Schlaf, unterbrochen von Rufen und Handyklingeltönen der Hotelangestellten, die kein eigenes Zimmer haben, sondern auf den Fluren der Absteige schlafen.

Singh und ich wollen zur gleichen Veranstaltung: Dem Delhi Sustainable Developement Summit (DSDS) 2012, eine der weltweit wichtigsten Veranstaltungen zu den Themen Klimawandel und nachhaltige Entwicklung. Während ich vor dem noblen Taj Palace Hotel aus meiner klapprigen Rikscha aussteige, donnert der Premierminister an mir vorbei und das Sicherheitspersonal flippt komplett aus. Erst nach ein paar Minuten wage ich mich langsam vor. Wie ich schon befürchtet hatte, stehe ich trotz Anmeldung auf keiner Liste. Überzeugt sind die Wachen erst, als ich ihnen eine leicht zerknüllte E-Mail des Pressesprechers zeige, in denen er kurz und knapp schreibt „you are registered“. Die erste Hürde ist geschafft. Danach muss ich nur noch durch zirka fünf Metalldetektoren und werde ständig mit weißen Handschuhen abgesucht. Meine Kamera muss ich leider abgeben. Langsam bahne ich mir den Weg in eine neue Welt: Ein kleiner Mikrokosmos, in dem es auf den Toiletten Stoffhandtücher gibt, während man jenseits der Hotelmauern noch nicht einmal Klopapier findet.

Organisiert wird der DSDS vom Team rund um Rajendra Pachauri. Pachauri ist der höchst umstrittene Vorsitzende des UN-Klimarates und Chef des berühmten TERI (The Energy and Resources Institute) in Delhi. 2008 bekam er gemeinsam mit Al Gore den Friedensnobelpreis für sein Engagement gegen den Klimawandel. Auch wenn der Mann mit seinen alarmistischen Prognosen die Szene spaltet, so hat er doch viele große Namen nach Delhi gelockt: Arnold Schwarzenegger ist da, der zu seiner Zeit als Gouverneur von Kalifornien die erneuerbaren Energien stark ausgebaut hat. Die finnische Ministerpräsidentin Tarja Halonen holt sich einen Preis ab. Und der Präsident der Seychellen, James Alix Michel, versucht seine Kollegen davon zu überzeugen, seinen Inselstaat aufgrund des ansteigenden Meeresspiegels nicht im Ozean versinken zu lassen.

Diese Größen sind natürlich gut abgeschirmt. Ständig werde ich von Security-Gorillas weggestoßen. Aber es gibt auch viele Wissenschaftler, Diplomaten und NGO-Mitarbeiter, mit denen man sich in der Pause ein biss-

chen unterhalten kann. Genau das habe ich vor: ein paar Kontakte knüpfen und Ideen für mein Thema sammeln.

Singh ist natürlich Ehrengast. Die Veranstalter feiern ihn wie einen Popstar. Wenn man mit Pathos die Energieprobleme der Erde lösen könnte, dann würde die Moderatorin des Treffens, ich vermute ein Bollywood-Sternchen, ganz alleine die Welt retten. In ihrer Ankündigung stellt sie ihren Ministerpräsidenten vor als „nicht nur unseren politischen Führer, sondern auch der Führer der Umweltbewegungen dieser Welt."

Das ist maßlos übertrieben. Und eigentlich verlangt das auch niemand von dem indischen Regierungschef. Vermutlich würde sogar er selbst sich nicht so bezeichnen. Denn Singh hat an mehreren Fronten zu kämpfen, allen voran die Armutsbekämpfung. Der Umweltschutz oder die Verringerung des CO^2-Ausstoßes hat in dem Land kaum Priorität. Viel wichtiger ist die Energieversorgung des Landes erst einmal zu sichern. Tobias Engelmeyer, ein deutscher Unternehmensberater für die Energiebranche, sagt mir: „Indien will möglichst schnell möglichst billige Energie. Und das ist auch verständlich". Schätzungsweise zwischen 270 und 400 Millionen Inder sind noch überhaupt nicht an das Stromnetz angeschlossen. Dann kommt ein großer Teil, der angeschlossen ist, jedoch nur zu gewissen Tageszeiten auch wirklich Strom geliefert bekommt. Nur eine Minderheit hat den Luxus, ständig versorgt zu sein.

In seiner Rede spricht Singh nicht nur von „Energy Security", sondern auch von noch einem viel grundlegenderen Bedürfnis des Menschen: „Food Security". Singh fordert: „Wir müssen einen Weg finden, der es erlaubt, dass der Klimaschutz die Entwicklungsländer nicht daran hindert, sich zu entwickeln." Das zeigt sich auch in den Zielen, die sich Indien gesetzt hat. Das Land möchte die CO^2-Intensität seines Wirtschaftswachstums um 20 bis 25 Prozent reduzieren. Es möchte sich aber nicht auf CO^2-Obergrenzen festlegen lassen. Wachstum hat klar Vorrang.

Es ist eine merkwürdige Veranstaltung: Man trifft sich in höchst exklusivem Ambiente, speist gemeinsam an runden Tischen im Garten des Hotels und klopft sich vor allem gegenseitig auf die Schultern. Wenn es so etwas wie eine Klimalobby gibt, dann ist sie hier. Man kennt sich von unzähligen vorherigen Konferenzen und Veranstaltungen: NGOs buhlen um Aufträge und Kooperationen mit Politikern, Forschungsinstitute suchen nach Partnerschaften mit Entwicklungshelfern und Firmenvertretern.

Die Reden auf der Bühne sind aber größtenteils inhaltsleer. Immer wieder heißt es: Wir wollen, wir können, wir müssen. Die Vorträge, vor allen die der Politiker, sind gespickt mit Allgemeinplätzen: Bildung ist wichtig, Technologie auch, und langsam wird es Zeit zu handeln. Einer macht wenigstens Stimmung: Arnold Schwarzenegger ruft „ We gotta pump it up" in

das müde gewordene Publikum. Und verspricht, dass er die Windenergie genauso populär machen will, wie er einst das Body Building aus dem kleinen Österreich hinaus in die Welt getragen hat.

In den vergangenen Jahren hat sich eine meiner Vermutungen langsam in Gewissheit verwandelt: Die interessantesten und aufschlussreichsten Gespräche führt man an der Bar. Das war dieses Mal keine Ausnahme. Abends treffe ich mich mit einem jungen indischen Wissenschaftler des TERI. Der junge Forscher ist zuständig für die ökonomischen Analysen und Modellierung der indischen Energiewirtschaft. Sein Arbeitgeber, also Pachaurit, wirbt immer und überall für erneuerbare Energien. Pachauri sagt: „Indien steht jetzt vor der Entscheidung, den Weg der Industrieländer zu gehen, der auf Ressourcenausbeutung und Umweltverschmutzung beruht – oder einen neuen Weg mit erneuerbaren Energien.“ Für Pachauri ist klar, dass nur der zweite Weg der richtige sein kann.

Doch was der junge Wissenschaftler mir sagt, überrascht mich. Denn es entspricht der Meinung seines Chefs ganz und gar nicht. Die erneuerbaren Energien, sagt er, könnten das Energieproblem nicht lösen. „Das ist alles totaler Bullshit“, sagt er. Die einzige Möglichkeit, Indien vollständig und günstig mit Strom zu versorgen, wäre über Atomenergie und Kohle. Die erneuerbaren Energien seien viel zu teuer. „In Deutschland geht es vielleicht darum, saubere Energie zu bekommen. Ihr habt das Geld dafür. In Indien geht es darum, überhaupt Strom zu erzeugen.“ Die Prognosen und Vorstellungen, die sein Institut veröffentlicht, wären oft viel zu optimistisch. Es wird so lange rumgerechnet, bis die Analysen der offiziellen Meinung des Instituts entsprechen würden. Doch solange die erneuerbaren Energien bis zu dreimal teurer wären, würden sie keine große Rolle für Indien spielen.

Ein paar Tage später treffe ich Chandra Bhushan, er leitet das Centre for Science and Environment. Als ich ihm erzähle, das ich den DSDS besucht habe, lacht er nur. Von solchen Treffen hält er nichts. Viel geredet werde da, aber weiter nichts. Vor allem sagt er: „Wenn wir das Klima- und Energieproblem in der Welt lösen wollen, dann brauchen wir vor allem eins: mehr Ehrlichkeit.“

4. Nur die Götter können diese Stadt retten

In den vergangenen Monaten geschah Unheimliches in dem kleinen Dorf Sinali. Ein Stein, der sich vom Abhang löste und ins Tal donnerte, hätte beinahe ein kleines Mädchen erschlagen. Dann kamen wilde Tiere ins Dorf: Tiger, Leoparden und Panther griffen die Hunde der Dorfbewohner an und rissen drei Bullen. Schließlich ging auch die Trinkwasserversorgung der Be-

wohner zur Neige – die Dorfbrunnen trockneten bis zum Grund aus. Die Eimer, die sie hinunterließen, blieben leer.

Die Bewohner wissen, warum das Leben in ihrem kleinen Dorf beschwerlicher und gefährlicher geworden ist: Rund um Sinali haben Arbeiter riesige Kohlegruben in die Erde gesprengt. Die Explosionen erschüttern die Landschaft so sehr, dass sich Steine lösen. Die Gruben senken den Grundwasserspiegel ab, und da sie sich immer weiter in bisher unberührte Landschaften vorgraben, jagen die Raubtiere nicht mehr nur in den dichten Wäldern, sondern verirren sich bei ihren Streifzügen auch immer häufiger in Dörfer und Städte. Gebiete, die sie früher gemieden hätten.

Sinali liegt nur wenige Kilometer von der Industriestadt Chandrapur entfernt. Der Ort ist zu einem Sinnbild für die industrielle Entwicklung Indiens geworden. Nirgendwo sonst sind die Auswirkungen des steigenden Energieverbrauchs in Indien so konzentriert wie hier. Der Distrikt ist zum absoluten Zentrum der Energieversorgung des gesamten Bundesstaates Maharashtra geworden. Jetzt zeigt sich, was passiert, wenn man einer kleinen Region die Bürde auferlegt, die Wirtschaft eines ganzen Staates mit Strom zu versorgen: Die indische Regierung zählt die Stadt zu den Top 3 der schmutzigsten Städte des Subkontinents. Und das mit gerade einmal etwa 230.000 Einwohnern – in Indien ist eine Stadt in dieser Größenordnung eine Kleinstadt. Yogesh, ein Umweltschützer, der mich auf seinem Motorrad zu den Gruben, Kraftwerken und sterbenden Wäldern fährt, sagt es so: „Nur die Götter können diese Stadt retten."

Chandrapur ist umgeben von über 30 offenen Kohlegruben. Auf Google-Earth sieht die Stadt aus, als wäre rund um sie herum ein Meteoritenhagel auf die Erde geprasselt. Vor allem der Norden und Süden um die Stadt ist zerklüftet. Um die Gruben haben sich schwarze Flächen ausgebreitet, sie sehen aus wie Brandmale. Es ist der Kohlestaub, der sich aus den Gruben erhebt und die Erde und Blätter bedeckt – sofern es noch Blätter gibt. Außerdem fällt immer wieder Kohle von den tausenden LKWs, die durch den Distrikt fahren. Die Kohle wird von den Fahrzeugen zermalmt und verteilt sich schließlich rund um die Straßen. Wenn man sich in manchen Gegenden von Chandrapur umschaut, hat man manchmal das Gefühl, man betrachtet eine Schwarz-weiß - Aufnahme. Die Kohle hat die Farben der Landschaft verschluckt.

Nicht nur die Kohlegruben färben die Landschaft in Chandrapur schwarz. Mitten in der Stadt qualmen die Schlote sechs alter Kohlekraftwerke. Sie ragen aus der Stadt heraus und grenzen direkt an Wohngebiete. Derzeit wird an einem weiteren, weit größeren Kraftwerk gebaut. Wie die älteren Blöcke liegt es im Herzen der Stadt. Da das Land dem Staat gehört, konnte er hier günstiger bauen als stadtaußerhalb. Die Bevölkerung protestierte vergeblich.

Industrie und Verschmutzung sind nicht neu in Chandrapur. In dem Distrikt wird seit über hundert Jahren Kohle gefördert und verbrannt. Doch der schnell ansteigende Energiebedarf des Landes hat auch die Förderung in Chandrapur in den vergangenen Jahren ansteigen lassen – und neue Begehrlichkeiten geweckt. Etwa zehn neue Kohlegruben sollen rund um die Stadt bald eröffnet werden. Damit würde auch in Zonen gegraben, die bisher für die Industrie absolut Tabu waren – weil noch einige wenige Tiger durch die Gebiete ziehen.

Einer der Gründe ist der Wechsel an der Spitze des indischen Umweltministeriums. Jairam Ramesh fährt einen deutlich industriefreundlicheren Kurs als sein Vorgänger. Allerdings ist der Druck auf ihn auch deutlich größer, weitere Kohlegruben zu genehmigen. Denn der Weltmarktpreis für Kohle steigt ständig. In den vergangenen Monaten kletterte er so hoch, dass einige Kraftwerksprojekte, die mit importierter Kohle betrieben werden sollten, wieder abgeblasen wurden. Wegen der erhöhten Rohstoffkosten würden sie sich nicht mehr rechnen.

Der Energiebedarf und damit auch der Hunger auf Kohle steigt jedoch weiter. Die einzige Möglichkeit für Indien, seine Kohleenergie weiterhin günstig auszubauen, ist, die landeseigene Kohle zu fördern. Das Problem: Fast überall, wo in Indien Kohle im Boden versteckt ist, sind an der Oberfläche kostbare Biotope oder Dörfer. Innerhalb Indiens tobt deswegen ein Kampf um Rohstoffe und Land, geführt zwischen Regierung und Industrie auf der einen Seite und Dorfbewohnern und Umweltschützern auf der anderen.

Auch in Chandrapur tobt dieser Krieg. Die Demonstranten sind vor allem um die letzten verbliebenen Waldbestände besorgt. Wer die Stadt in Richtung Osten verlässt, gelangt in einen Nationalpark, in dem noch etwa 50 Tiger leben. 50 weitere streunen vermutlich durch die nähere Umgebung des Nationalparks und nutzen das eigentliche Kerngebiet gelegentlich als Rückzugsraum. Es ist die letzte unberührte Oase in einem ansonsten weitgehend industrialisierten Gebiet. Doch der Widerstand in Chandrapur wächst. Viele der Bewohner glauben mittlerweile, dass man nicht alles für die Kohle opfern sollte. Das sagen selbst jene, die ihren Lebensunterhalt in der Industrie verdienen.

Die Keimzelle des Protests ist ein Team rund um die beiden Lehrer Suresh Chopane und seinen engsten Mitarbeiter Yogesh Dudhpachare. Chopane hat einen Verein namens „Green Planet“ gegründet. Sein ganzes Leben hat er jede freie Minute dafür verwendet, die Natur zu erkunden und zu erforschen. Wenn der Lehrer nicht unterrichtet, zieht es ihn immer wieder in den Wald, um die seltenen Raubkatzen zu beobachten. Yogesh ist nicht weniger begeistert. Abends fahren wir mit Rollern in den Wald, um ein Tigerpärchen zu beobachten, das in den vergangenen Abenden immer wieder auf einer Lichtung gesehen wurde – das Tigerpärchen war an dem Tag leider nicht da.

Chopane weiß, dass es rund 20 Ameisenarten rund um Chandrapur gibt und kennt sie alle beim Namen. In seinem Dachgeschoss hat er ein kleines Naturkundemuseum eingerichtet, und direkt neben seinem Haus hat er einen kleinen Wald gepflanzt, wo früher eine Müllkippe war. Zu Beginn stand er bei dem kleinen Wald täglich Wache, erzählt er. Er musste die Leute ermahnen, keine Äste abzuschneiden. „Mittlerweile haben sie es aber verstanden", sagt er stolz. Kurz danach guckt ein kleiner Mungo aus dem Gebüsch und stellt sich auf. „Der frisst die giftigen Vipern, ansonsten kommen sie nachts in unsere Häuser."

Ein bisschen verhält es sich so auch mit dem großen Wald rund um Chandrapur, den Chopane und sein Team jetzt retten wollen. Die Umweltschützer mussten der Bevölkerung erst erklären, warum sie selbst davon profitieren, wenn sie den Wald nicht abholzen und die Kohle im Boden lassen. „Die Menschen haben erst begriffen, dass wir den Wald schützen müssen, als sie kapiert haben, dass wir uns dadurch auch selbst schützen."

Seinen größten Erfolg feierte sein Team vor etwa drei Jahren. Damals konnte die Gruppe so viele Menschen mobilisieren, dass ein Generalstreik die Stadt für einen Tag komplett lahm legte. Es war ein Tag, so berichten die Leute von Green Planet heute, an dem ganz Indien auf das kleine Chandrapur schaute, auch die Regierung. Die Aktion war ein voller Erfolg: Alle angeforderten Kohlegruben wurden nicht genehmigt. Wald und Tiger waren gerettet – vorerst.

Doch wegen der steigenden Nachfrage nach heimischer Kohle werden nun die damals eingerichteten „No-Go-Areas" schrittweise wieder in Go-Areas für die Industrie umgewandelt. Der Wald wird immer stärker abgeholzt: Mensch und Tier kommen sich immer näher, und das ist zum Nachteil beider Seiten. In den vergangenen Jahren fielen rund 50 Menschen den Raubkatzen zum Opfer. Andererseits kosteten die Streifzüge auch einigen Tieren das Leben. Manche Tiger werden einfach überfahren und verenden im Straßengraben.

Chopane schätzt, das schon jetzt nur noch rund 35 Prozent der ursprünglichen Population durch die Wälder ziehen. Doch die Zahl dezimiert sich immer mehr. „Wenn das so weitergeht, dann haben wir in 20 Jahren nur noch 20 Prozent der Population" sagt er. Gefahr droht auch, weil die Gruben die Wanderwege in das Schutzgebiet zerschneiden würden. Die ohnehin schon kleine Tigerpopulation würde dann zusätzlich durch eine schwindende genetische Vielfalt bedroht: Behinderungen und Unfruchtbarkeit wären die Folge. Die Tiger würden noch schneller aussterben.

Die Tiger sind schön und gut – und viele Bürger Chandrapurs sind stolz auf die Raubkatzen. Doch was die Bürger Chandrapurs letztendlich gegen die Gruben und die Industrie aufbringt, ist die Sorge um ihre eigene Gesundheit. Der Widerstand gegen die Gruben und die Industrie ist hauptsächlich

getrieben von der Angst vor einer noch schlimmeren Luftverschmutzung. „Die Menschen haben kapiert, dass ihnen mehr Industrie in dieser Gegend einfach nicht mehr gut tut“, sagt Yogesh. Zumal viele Arbeiter gar nicht aus der Gegend kommen, sondern aus weiter entfernten Bundesstaaten Indiens. Die Angestellten aus der Ferne sind häufig billiger und besser ausgebildet.

So ist, was einst als Segen für die Stadt galt, längst auch ein Fluch geworden. Keiner weiß das besser als Dhamendra Sulbhewar. Der Mediziner arbeitet in einem kleinen Krankenhaus direkt im Herzen des Industriegebietes von Chandrapur. Es liegt etwa 15 Kilometer von der eigentlichen Innenstadt entfernt. Hier haben sich unzählige Fabriken der Schwerindustrie angesiedelt und verfeuern die Kohle in ihren Hochhöfen. Doch zwischen den Schornsteinen stehen auch viele Wohnhäuser, Schulen – und das Krankenhaus.

Sulbhewar sagt, dass 80 Prozent seiner Patienten nur kommen, weil ihre Körper unter der permanenten Schadstoff-Belastung langsam zugrunde gehen. Und so muss Sulbhewar täglich über 150 Patienten behandeln. Doch für so eine starke Nachfrage sind die Krankenhäuser in Chandrapur nicht ausgerüstet – sie werden kaum stärker unterstützt als Kliniken in Städten mit vergleichbarer Größe. Zumindest fallen Sulbhewar die Diagnosen häufig leicht, denn die Krankheiten sind immer dieselben. Die meisten Patienten kommen wegen Atemwegserkrankungen oder Hautausschlägen.

Vor einiger Zeit hat Sulbhewar ein kleines Experiment gemacht. Auf eine Visitenkarte träufelte er ein bisschen Öl, dann legte er das Blättchen für einen Tag in die Mitte des Stadtzentrums: Nach einem Tag war eine dicke schwarze Rußschicht auf dem Kärtchen. Es ist ein beeindruckender Beweis – aber auch ein Beweis, der eigentlich nicht nötig wäre. Denn um die Verschmutzung der Stadt zu sehen, ist ein Experiment überflüssig. Der Dreck ist einfach offensichtlich. Alles ist mit einer Ruß- und Staubschicht bedeckt. Wenn man sich einen Tag im Industriegebiet Chandrapurs aufgehalten hat, muss man danach seine Kleidung wechseln.

Ganz besonders trifft es die Arbeiter, die ohne Schutz in die Fabriken geschickt und nicht medizinisch versorgt werden. „Die Fabriken müssten sich eigentlich um die Arbeiter kümmern, aber sie überlassen dem Staat die gesamte Verantwortung“, schimpft er. Immer wieder sagt er seinen Patienten deswegen, sie sollten sich eine andere Beschäftigung suchen. Dabei weiß er, dass sie sowieso nicht auf ihn hören werden – sie sind auf das Geld angewiesen, und andere Beschäftigungsmöglichkeiten gibt es kaum.

Die Menschen verdienen in den Kraftwerken, Gruben und Fabriken zwar Geld – doch einen Großteil ihrer Einkommen müssen sie für Medikamente und Therapien wieder ausgeben. Die Gifte Chandrapurs sind nicht nur in der Luft: Sie gelangen auch in die Pflanzen und damit auch in die Nahrung der Menschen. Vor dem Gift-Cocktail gibt es kein Entrinnen.

Viele spüren die gesundheitliche Belastung erst Jahre später. Der menschliche Körper ist anpassungsfähig, sagt Sulbhewar. Wie schädlich die Umgebung Chandrapurs ist, das sieht man bei den Neugeborenen. Es ist ein erschreckendes Phänomen: Sieben von zehn Babys in Chandrapur entwickeln nach drei Tagen einen Ausschlag, der sich erst nach etwa einer Woche wieder zurückentwickelt. Manchmal dauert es auch länger. Die zarte Babyhaut ist den Giften schutzlos ausgeliefert.

Die Menschen sind krank und die Pflanzen sind es auch. Keiner weiß das besser als der Farmer Shantram Balaji Tharare, er ist 84 Jahre alt, und er kennt das Land noch, als noch keine Fabrik da war, als noch nicht täglich fünfzig Laster an seinem kleinen Haus am Dorfrand vorbeigefahren sind und ihre Kohle verstreuten. Es waren schöne Zeiten, und heute ist Tharare traurig, dass er damals nichts gegen die sich anbahnende Katastrophe unternommen hat.

Sein Dorf liegt direkt neben dem großen Industriegebiet. Die ersten Fabriken wurden vor etwa 30 Jahren auf Brachland errichtet und niemand protestierte. „Wir wussten nicht, wie stark die Verschmutzung sein würde," sagt Tharare. Doch auch nachdem immer mehr Industrien kamen, meldete sich keiner der Dorfbewohner zu Wort. Es gab keine Protestbewegung. Aktivist Yogesh vermutet, dass den Menschen in den umliegenden Dörfern einfach nicht klar war, welche Rechte sie haben und wie sich das Leben für sie verändern würde.

Viele hofften außerdem auf Jobs – doch Beschäftigungsmöglichkeiten blieben weitgehend aus. An den schlecht ausgebildeten und körperlich untrainierten Farmern hatten die Fabriken kein Interesse. Sie holen sich lieber ausgebildetes Fachpersonal. So kommt es, dass in dem 3.000-Einwohner -Dorf, das umzingelt von Industrie ist, derzeit gerade einmal eine Handvoll in den Fabriken arbeitet.

Statt Arbeit brachten die Fabriken den Bauern Ruß, der sich auf die Felder und Pflanzen legte und ihre Ernten langsam zunichte macht. Die Bauern hier leben hauptsächlich von der Baumwolle. Derzeit blüht sie und die Wollebäusche hängen an den Pflanzen. Doch man muss nicht einmal genauer hinsehen, schon von weitem sieht man den Schmutz, der sich in der Wolle verfangen hat. Wenn sie in ein paar Wochen geerntet werden, dann sind sie endgültig grau. Etwa 25 Prozent weniger bringt die Ernte heute ein im Vergleich zu der Zeit, als die Fabriken noch nicht da waren, schätzt Tharare. Und das, obwohl sich Anbautechniken und Methoden in den vergangenen Jahren natürlich auch hier verbessert haben.

Es sind solche Geschichten, die die Einwohner Chandrapurs immer mehr zu Gegnern von Industrie und weiteren Kohlegruben und Kraftwerken gewandelt haben. Denn viele Einwohner Chandrapurs ächtzen unter der Be-

lastung. Wirklich profitieren können sie von den Fabriken und Kraftwerken nicht. Die Proteste häufen sich. Und wenn nicht unbedingt gegen weitere Projekte, dann doch zumindest für eine gerechte Kompensation für die vielen Nachteile, die die Bevölkerung tragen muss. Es klingt fast wie Hohn: Auch wenn Chandrapur zu den wichtigsten Energiestandorten in ganz Indien gehört, drohen ständig Stromausfälle. Etwa sechs Stunden pro Tag fällt täglich der Strom aus. Denn die produzierte Energie wird in ganz Indien verteilt.

Auch an diesem Tag soll eine Aktion die Politiker aufwecken. In der Stadtmitte, auf einer sehr großen Verkehrsinsel, haben einige Aktivisten ein kleines Zelt im Schatten einer großen Gandhi-Statue aufgeschlagen. Sie machen das, was man in Indien immer macht, wenn man auf ein Problem aufmerksam machen möchte: einen Hungerstreik. Besser gesagt, eine besondere Form des Hungerstreiks, einen Ketten-Hungerstreik.

Jeweils einen kompletten Tag fasten die Mitglieder eines Vereins oder einer NGO. Heute ist eine Joga-Schule an der Reihe und ihre Mitglieder haben es sich in dem Zelt gemütlich gemacht, lesen Zeitungen, während die Autos an ihnen vorbeirauschen. Viele Menschen kümmern sich nicht drum, aber wenigstens kommen einmal zwei Jungs von der lokalen Zeitung vorbei, um ein paar Fotos zu knipsen. Fragen stellen sie keine – sie kennen die Wünsche der Demonstranten gut genug. Ihre Forderungen sind nicht neu.

Auch der Chef der gesamten Protestaktion ist gekommen. Er hat große Pläne: Am 12. März soll ein großer Generalstreik die Stadt lahm legen. Genauso wie vor drei Jahren, als die Einwohner Chandrapurs den Wald retten konnten. Diesmal wollen sie eine bessere medizinische Versorgung erreichen und die Sicherheit, dass es in Chandrapur nicht mehr zu Stromausfällen kommen soll. Auch der Chef der sozialen Organisationen Prahar ist heute da, Pappu Deshmukh. Es ist Wochenende und er verbringt jede freie Minute mit den Demonstranten. „Unsere ganze Stadt ist vollkommen verdreckt, unsere Kinder sind krank. Aber nichts bekommen wir zurück.“ Dabei hängt sein eigener Arbeitsplatz auch von den Minen ab – Pappu ist Bergbauingenieur.

Eigentlich müsste in Chandrapur viel Geld vorhanden sein. Ein neues Gesetz verpflichtet Firmen, die die Umwelt stark belasten zu Sonderabgaben für die Region. Doch das Geld fließt über die Zentralregierungen in einen Fonds, der dann wieder ausgeschüttet wird. Und Geld aus diesem Fonds kommt nie in Chandrapur an. „Die Zahlungen stehen nur auf dem Papier, aber das Geld fließt nicht wirklich“, schimpft Deshmukh.

Sie haben schon oft demonstriert, eine Reaktion der Verantwortlichen kommt selten. Die Proteste erreichen immer nur die lokalen Politiker, die wiederum auf die Zentralregierung verweisen. Und die ist weit weg. Die Aktivisten setzen ihre Hoffnungen auf die regelmäßigen Reports, die von den

regionalen Beamten in die Hauptstadt gesendet werden müssen – geschrieben von jenen, die in die Korruption vermutlich selbst verwickelt sind.

Die zwielichtige Rolle des Staates spüren gerade auch die Einwohner Sinalis, am Rande Chandrapurs. Dort, wo die Steine aufs Dorf prasseln und immer mehr Raubtiere ins Dorf kommen. Auch sie fühlen sich alleine gelassen und manchmal sogar bedroht. Die Arbeiten an einer Mine hätten eigentlich eingestellt werden müssen, nachdem eine Petition erfolgreich war. Doch nichts passiert. „Wir beobachten immer noch, wie sie täglich mit Baggern zur Mine fahren", sagt die 19-Jährige Sujita.

Und so wird es immer ungemütlicher in dem kleinen Dorf, die Krater der Minen rücken immer näher. Vor einigen Monaten kamen bereits Vertreter einer Firma, die das ganze Land von den Dorfbewohnern abkaufen wollen. Das Dorf ist in der Frage gespalten. Doch wenn eine Mehrheit zustimmt, dann können die Widerständler enteignet werden. Das ganze Dorf würde dann umgesiedelt werden und die Bauern neues Farmland bekommen. Viele Farmer beruhigt das aber nicht: „Keiner weiß genau, wie das Land dann neu zugeteilt wird", sagt Sujita.

Doch Vertrauen haben die Bewohner weder in den Staat noch in die Unternehmen: Eigentlich sollten die Minenunternehmen dem Dorf auch frisches Trinkwasser liefern. Als Entschädigung dafür, dass ihre Brunnen austrocknen. Doch das in Trucks angelieferte Wasser würde sich höchstens dafür eignen, die Felder zu bewässern. Trinkwasser müssten sie jetzt in teuren Flaschen kaufen.

Die Einwohner sind deswegen skeptisch: Farmland ist das Kostbarste, was die Bauern besitzen. Und jene, die überhaupt kein Land haben, die Tagelöhner, wüssten überhaupt nicht mehr, wie sie von da an ihr Brot verdienen sollen. So wollen die meisten Einwohner Sinalis keiner der Minen Platz machen – auch wenn es in ihrem Heimatort immer ungemütlicher wird. Sie haben eine Unterschriftenaktion gestartet, um eine Umsiedlung vorerst zu verhindern. Denn viel besser, so glauben sie, kann es auch in den anderen Orten rund um Chandrapur nicht sein, glaubt Sujita: „Hier in Chandrapur haben die Minen doch sowieso schon alles verwüstet."

5. Die Lichter von Notki

Wenn die Bauern von Notki früher nachts auf die Felder mussten, war ihre Arbeit lebensgefährlich. Denn auf den Feldern rund um das Dorf wimmelt es von Schlangen, erzählen die Dorfbewohner. In der Dunkelheit traten die Menschen häufig auf die Tiere. Für viele kam das Gegengift zu spät – wenn überhaupt welches verfügbar war.

Mittlerweile sind solche Unfälle seltener. Wenn die Bauern heute nachts ihre Senffelder bearbeiten müssen, nehmen sie kleine Lampen mit, die tagsüber per Solarzellen aufgeladen worden sind. Es ist eine von vielen Veränderungen, die das Leben in dem kleinen Dorf zumindest ein kleines bisschen verbessert haben.

Notki liegt nur etwa 100 Kilometer entfernt von Delhi. Doch die Fahrt aus der Hauptstadt dauert fast 5 Stunden. Wer sich auf den Weg macht, begibt sich auch auf eine Zeitreise von der Moderne zurück ins Mittelalter. Von Delhi aus geht es erst durch die Boomstadt Guargon, in der westliche IT-Unternehmen ihre Glastürme hochziehen. Es ist ein Ausblick auf die vielversprechende Zukunft Indiens. Doch nur wenige Kilometer hinter dem aufstrebenden Stadtteil reihen sich Baracken und Strohhütten an der Straße. Schließlich biegt man ab und rumpelt noch mehrere Kilometer über einen Feldweg.

Notki gehört zu einem der ärmsten Distrikte im Bundestaat Haryana. Bei fast allen Kennzahlen schneidet die Region ganz schlecht ab: Arbeitslosigkeit, Kindersterblichkeit, Analphabetismus. Es ist das Indien, wie man es auf dem Land findet. Von Dörfern wie Notki gibt es in Indien etwa 700.000. Hier leben die „rural poor“, also jene, die kaum noch etwas mit der Lebensweise und der Kultur der Inder in den Großstädten zu tun haben. Es ist eine komplett andere Welt.

Doch seit einigen Jahren hebt sich das Dorf zumindest ein bisschen von den vielen anderen kleinen Ortschaften auf dem Subkontinent ab. Das Institute of Rural Research and Developement und andere NGOs haben es zu einem Modelldorf erklärt und unterstützt die Dorfbewohner jetzt mit unterschiedlichen Projekten. Dabei wird auch die klassische Energieversorgung des Dorfes auf den Kopf gestellt. Solarlaternen erhellen die Dorfwege, die Dorfbewohner kochen mit hocheffizienten Kochern und über Nacht können sie ihre mit Solarenergie aufgeladenen Lampen mit in ihre Hütten oder auf das Feld nehmen.

Trotzdem hatten die Dorfbewohner zunächst lange gezögert, ob sie die Hilfe der Entwicklungshelfer wirklich annehmen sollen. „Wir hatten Angst vor den Veränderungen und wollten keine Fremden ins Dorf lassen“, sagt der Dorfvorsteher. Entsprechend lange hat der Dorfrat über der Frage getagt. Mittlerweile bereut keiner mehr, die Unterstützung angenommen zu haben. „Die anderen Dörfer sind neidisch auf uns“, sagt der Ortsvorsteher.

Eine der sichtbarsten Veränderungen in dem Dorf ist die kleine Hütte mit den modernen Solarzellen auf dem Dach. Hier werden tagsüber die 50 Solarlampen aufgeladen. Über Nacht können die Bewohner Notkis die Lampen dann ausleihen. Drei Rupien kostet eine Lampe pro Tag, das sind etwa fünf Cent. Am Anfang war die Nachfrage noch gering. Mittlerweile ist sie deutlich größer als das Angebot, und TERI versucht, neue Lampen zu organisieren.

Die NGOs haben die Investitionskosten komplett übernommen. Die Solaranlage und die Lampen wurden dem Dorf als Spende übergeben. Trotzdem müssen die Dorfbewohner für das Angebot etwas bezahlen. Drei Rupien pro Nacht und Lampe gehen größtenteils an Janshed: Der junge Mann wurde vom Dorfrat ausgewählt, die Lampen zu warten und den Verleih zu organisieren. Etwa 3.000 Rupien verdient er so monatlich, das sind umgerechnet etwa 50 Euro. Ein Zusatzverdienst, den er sehr gut gebrauchen kann. Janshed wurde ausgewählt, weil er etwas krank ist, damals arbeitslos war und gut ausgebildet. Wobei eine gute Ausbildung in Notki bedeutet, dass er lesen und schreiben kann.

Doch auch für die Dorfbewohner rechnet sich die Solarlampe: Früher nutzten viele von ihnen Petroleumlampen. Doch der Brennstoff war deutlich teurer als die Leihgebühr für die Solarlampen.

In früheren Projekten wurden die Lampen kostenlos ausgegeben. Außerdem wurde niemand ernannt, der für die Instandhaltung verantwortlich war und dafür auch bezahlt wurde. Die Folge: Sobald sie kaputt gingen, wurden sie einfach nicht mehr genutzt. Niemand hatte den Willen, aber auch das Wissen, sie wieder zu reparieren. Jetzt prüft Janshed jeden Tag, ob noch alles in Ordnung ist. Außerdem hat er in einem Workshop gelernt, typische Macken schnell auszubessern.

Notki ist damit Teil eines riesigen Projekts: Insgesamt knapp 50.000 Lampen haben TERI und seine Partner-NGOs schon an Dorfgemeinden verteilt. Schätzungsweise mehr als 2 Millionen Inder profitieren mittlerweile von dem Projekt. Das Geld für das Projekt stammt hauptsächlich aus Spenden und staatlichen Subventionen.

Wer durch das Dorf fährt, sieht außerdem überall etwa tellergroße Scheiben aus Kuhdung. Sie sind etwa ein Kilogramm schwer. In Indien nennt man sie liebevoll „Kuhfladen-Kuchen“. Den Dorfbewohnern dienen sie als Brennstoff zum Kochen und Heizen. Hierfür vermischen sie den Kuhdung mit Urin und legen ihn anschließend bis zu drei Tage in die Sonne. Doch das Heizen und Kochen mit dem Bio-Brennstoff ist schlecht für die Gesundheit. Dabei ist die Hygiene nicht einmal das Problem – die Kuhfladen-Kuchen sollen sogar eine antiseptische Wirkung haben. Problematisch sind vielmehr die giftigen Dämpfe, die bei der Verbrennung des Biobrennstoffes entstehen: Sie begünstigen Krankheiten wie Lungenkrebs und Asthma. Wer in eines der Häuser geht, erkennt die Kochstelle sofort an dem vielen Ruß an der Wand. Ruß, der auch in die Lungen der Hausbewohner eindringt.

Vielen von Notkis Bewohnern bleibt das jetzt erspart. Dank Subventionen von Hilfsorganisationen konnten sie sich moderne Kocher kaufen. Die neuen Geräte arbeiten um ein Vielfaches effizienter, indem sie die Flamme durch

einen Ventilator mit zusätzlichem Sauerstoff versorgen. Die Dorfbewohner müssen jetzt viel seltener Brennstoff sammeln – und können freier atmen.

6. Slumdog Entrepreneurs

Wenn der Unternehmer Mohammed Irfan morgens in sein Büro geht, dann steigt er über schlafende und tote Hunde, er umkurvt knietiefe schwarze Pfützen und taucht durch giftige Wolken, die aus den dicht aneinander gedrängten Werkstätten quellen. Er grüßt einige Bekannte, manche liegen im Dreck auf dem Boden, andere sitzen vor ihren Hütten in ihrem Liegestuhl und machen per Mobiltelefon die ersten kleinen Geschäftchen des Tages.

Irfans Büro liegt mitten in Dharavi, einem der größten Slums Asiens. Für manche ist Dharavi die Hölle, für andere nur das Tor zu ihr. Über kaum einen anderen Ort in Indien ranken sich so viele Mythen, so viele Verfluchungen, aber auch Glorifizierungen. Eigentlich kann man nur eines sicher über Dharavi sagen: Es ist verdammt schmutzig, laut und voll. Da würde wirklich niemand widersprechen. Es dauert zwei Minuten, und ich stecke mit einem Bein bis zu den Oberschenkeln in einer Pfütze aus Öl, Farbe, Lösungsmitteln und vermutlich unzähligen anderen Flüssigkeiten.

Wie viele Menschen hier genau wohnen weiß niemand, vermutlich aber zwischen 500.000 und einer Million. Es ist eine kleine Stadt in der Stadt, mit eigenen Geschäftsvierteln, Schulen und Krankenhäusern. Im Gegensatz zu vielen anderen großen Slums liegt das Elendsviertel mitten im Zentrum, umgeben von den Wolkenkratzern großer Banken, Versicherungen und IT-Firmen. Einst lagen die Hütten am Rande der Stadt. Aber als das reiche, moderne Mumbai gewachsen ist, da hat sich Dharavi trotzig geweigert Platz zu machen und wurde einfach eingekreist. Die Belagerung dauert nun schon Jahrzehnte.

Vermutlich existiert Dharavi nur noch, weil findige Geschäftsleute wie Irfan es auch zu einem Wirtschaftsstandort ausgebaut haben und es damit eine große ökonomische Bedeutung für die Metropole erlangt hat. Dharavi ist der Markt für jene, die am modernen Business in Mumbai nicht teilnehmen können. Die geschäftige Metropole hat es nie geschafft, den Zustrom an Migranten aus dem ländlichen Indien zu organisieren. Das Ergebnis ist Dharavi: Eine Parallelgesellschaft mit einer Parallelökonomie, deren Produkte dennoch bis in das Indien der Reichen und Schönen gelangen. Aus dem vermeintlichen Dreckloch werden feine Süßigkeiten und Backwaren exportiert, die teilweise in den schicken Restaurants und Hotels der Handelsmetropole serviert werden. Manche Produkte, vor allem die Lederwaren, gelangen bis nach Europa. Manche schätzen die Wirtschaftsleistung des Viertels auf etwa 1.000 Dollar pro Kopf.

Irfan sitzt jetzt in seinem Büro, es ist gerade einmal doppelt so groß wie eine Telefonzelle. Drei Leute passen rein, und wenn der Boy kommt, um Chai zu bringen, dann muss er die Tassen von außen heranreichen. Eigentlich hat Irfan keine Zeit. Ständig klingelt das Handy, und gerade kam wieder eine Lieferung von zehn Plastiksäcken an, die er eigentlich abnehmen müsste. Aber trotzdem will er sich die Zeit nehmen, ein bisschen von seinem Betrieb im Slum zu erzählen. Einem Betrieb, den er eigentlich gar nicht übernehmen wollte. Aber die Karrieren im Slum verlaufen nicht geradlinig. Und manchmal verlaufen sie sogar blutig.

Sein Vater hat den Recycling-Betrieb im Slum aufgebaut und es zu bescheidenem Reichtum gebracht. Als einfacher Flaschensammler hatte er vor fünfzig Jahren angefangen und zog durch die Straßen von Mumbai. Schließlich eröffnete er etwas, was man ein Müllgeschäft nennen könnte. Er ließ andere für sich sammeln und verkaufte die Plastikteile an jene, die sie weiterverarbeiteten. Etwa Mitte der Siebziger Jahre investierte er seine Ersparnisse in die erste Maschine, um den Müll selbst weiterverarbeiten zu können. Seine kleine Fabrik eröffnete er in Dharavi, weil jeder im Müllgeschäft damals nach Dharavi zog. Er wirtschaftete gut, weitere Maschinen kamen hinzu und so stieg er immer weiter in der Recycling-Industrie auf.

Trotzdem hatte er für seinen Sohn Mohammed Größeres geplant: Mohammed schickte er auf die staatliche Universität, damit er Management studiert. Die anderen Brüder sollten das Geschäft weiterführen. Doch alles änderte sich, als 1992 der Slum plötzlich brannte. Moslems und Hindus, die jahrzehntelang friedlich miteinander gelebt hatten, begannen plötzlich, sich durch den Slum zu jagen und gegenseitig abzumetzeln. Zehntausende starben bei den Ausschreitungen. Unter den Opfern war auch Mohammeds älterer Bruder.

Nun sollte sich auch Mohammed um das heimische Slumgeschäft kümmern und musste das Studium abbrechen. Sein Vater nahm den Jungen in die Lehre und erklärte ihm alles über Plastik und den Rohstoff-Handel. „Es hat mindestens fünf Jahre gedauert, bis ich alles verstanden habe“, sagt Irfan heute. Dann holt er ein dickes Buch unter seinem Schreibtisch hervor, das die chemischen Eigenschaften hunderter verschiedener Plastikteile auflistet und blättert so stolz darin, als hätte er alle Daten darin auswendig gelernt.

Das Geschäft wuchs unter Irfan weiter, auch nach dem Tod seines Vaters. Wie viele Mitarbeiter er beschäftigt, will er nicht sagen, auch nicht, wie hoch sein Umsatz ist. Alleine dass er monatlich rund 20 Tonnen Plastik verkauft, will er mir verraten. Irfan sieht seinen Betrieb mittlerweile nicht mehr als Slum-Unternehmen, sondern als national agierende Firma, die längst nur noch den Firmensitz in Dharavi hat. „Die Plastik-Qualität hier in Dharavi ist schlecht und auch überteuert“, sagt er. Seine Materialien bezieht er heute

größtenteils aus Goa. Er kauft auch nur noch selten Müll, sondern schon bereits geschredderte Plastikstücke, die er dann weiterverarbeitet.

Auch seine wichtigste Fabrik ist mittlerweile nicht mehr in Dharavi, sondern außerhalb der Stadt, weil dort die Strom- und Personalkosten noch geringer sind als hier. In dem Slum hat er nur noch ein paar Maschinen stehen, und natürlich ist hier sein Büro. Denn wer in Mumbai im Recycling-Business ist, der muss auch in Dharavi sein. Genauso wie eine Investmentbank an der Wall Street vertreten sein muss.

Rund um das Geschäft von Irfan sind unzählige andere kleine Plastikbetriebe. Wie viele es sind, weiß niemand. Aber wenn der Central Park die grüne Lunge New Yorks ist, dann ist Dharavi der Recycling-Hof Mumbais. Armeen von Müllsammlern starten hier ihre Streifzüge durch die Stadt, auf der Suche nach Dosen und Plastikflaschen. Ihre Beute wird in den kleinen Werkstätten penibel sortiert, gesäubert, geschreddert und zu etwas Neuem zusammengebaut – und ist damit auch ein riesiges Energiesparprogramm. Cola-Dosen werden eingeschmolzen und als Mixer-Teile wieder verkauft. Uralte Maschinen, die aussehen wie aus dem Kaiserreich und teilweise im Slum selbst zusammengeschustert wurden, zerschneiden Plastikflaschen oder Kanister, die den Slum als kleine Granulatkügelchen wieder verlassen. Der Slum saugt den Müll der Stadt auf, veredelt ihn, spuckt ihn aus – und wartet darauf, bis er wieder nach Dharavi zurückkommt.

Nur etwa 100 Meter entfernt von Irfans kleinem Büro hat ein anderer Unternehmer seine Fabrik. Auf dem Boden sitzen rund zehn Kinder und sortieren kleine Plastikteile. „Das sollte eigentlich nicht sein, aber sie müssen für ihre Familien etwas verdienen“, sagt der Chef Buddhu. Das Unternehmen von Buddhu und seinen Brüdern gehört zu den größten Betrieben im Hartplastik-Geschäft in Dharavi. Buddhu sagt, die Arbeit der Kinder sehe recht einfach aus, aber er müsse sie immer erst bis zu sechs Monaten anlernen. „Es ist verdammt schwierig, die unterschiedlichen Plastikarten auseinander zu halten.“

Die Kinder verdienen häufig nur weniger als 100 Rupien am Tag, das sind etwa 1,50 Euro. Das ist noch weniger, als die ohnehin schon recht schlecht bezahlten Arbeiter in Dharavi, die rund 200 Rupien verdienen. Buddhus oberster Aufseher, der Vorarbeiter, bekommt täglich etwa 350 Rupien. Doch die meisten Arbeiter kommen aus weit entfernten Dörfern im Bundesstaat Uttar Pradesh, wo sie noch deutlich weniger verdienen. Viele arbeiten und schlafen hier, und mehr tun sie auch wirklich nicht, um nach einigen Jahren der Entbehrung die Ersparnisse nach Hause zu bringen und dort eine Familie zu gründen.

Auch Buddhu und seine Brüder kamen einst aus Uttar Pradesh. Dorthin schicken sie auch das gesamte Geld, das sie in dem Slum verdienen. Mittlerweile haben sie dort schon mehrere Häuser, erzählt Buddhu stolz. Sie selbst

wohnen aber noch weiterhin im Slum, was keine Seltenheit ist: Das Viertel hat Millionäre hervorgebracht, die nie aus dem Slum herausgekommen sind. Allerdings sehen einige Viertel mittlerweile ganz hübsch aus, ein bisschen wie das Zentrum einer kleinen florierenden indischen Kleinstadt. Es sind die Häuser jener, die es geschafft haben.

Buddhu und seine Brüder haben vor etwa zehn Jahren mit dem Handel angefangen – so wie viele in Dharavi. Sie vertickten Plastikmüll von einem Slum zum anderen. Pro Kilo konnten sie mit Preisunterschieden von bis zu zwei Rupien rechnen. Das Geld sparten sie und schafften sich langsam größere Maschinen an, um das Plastik zu zerkleinern, zu trennen und einzuschmelzen. Heute beschäftigen sie rund 30 Angestellte und kümmern sich fast um die gesamte Recycling-Kette. Dabei haben sie sich auf Hartplastik spezialisiert, und zwar auf eine spezialisierte Art von Hartplastik. Es gibt noch viele andere Plastikarten, sagt Buddhu, unzählige sogar. Aber mit denen kennt er sich nicht aus. Und die Arbeit muss akkurat sein – immer wieder kommen Kunden, die mit den geschredderten und gesäuberten Plastikteilchen von Buddhu nicht zufrieden sind. Meistens bemängeln sie Unreinheiten. „Da kommen täglich mehrere, aber meistens einigt man sich friedlich“, sagt Buddhu.

Es wird kurz etwas lauter, aber schließlich zieht der Aufgebrachte wieder zufrieden ab. Irgendwie muss man sich einigen – vor Gericht ziehen geht nicht, denn kaum ein Betrieb ist angemeldet. Doch wer nicht nachgibt und sich nie kulant zeigt, der hat bald keine Kunden mehr. Denn die Betriebe sind so eng vernetzt und dicht aneinander, dass sich schlechte Qualität und Unnachgiebigkeit schnell herumsprechen.

Zwischen den Betrieben herrscht trotz der Konkurrenz auch eine gewisse Gemeinschaft. Vor allem einte sie in den vergangenen Jahren ein gemeinsamer Feind.

Der Belagerungsring des modernen, schicken Mumbais zieht sich immer enger um den Slum. Große Teile des Slums gehören der Stadt Mumbai – und die könnte das Gelände auch deutlich lukrativer nutzen. Mittlerweile existieren viele Pläne, die vorsehen, auf dem Gebiet schicke Büro- und Miethäuser hochzuziehen. Dank der exklusiven Lage des Slums würden Investoren traumhafte Mieten oder Verkaufserlöse kassieren. Schon seit mehreren Jahren wird der Plan des Architekten Mukesh Metha diskutiert, der den Slum komplett abreißen und einen modernen Stadteil errichten möchte.

Doch die Slumbewohner haben Angst, sich die teureren Mieten dann nicht mehr leisten zu können – und kämpfen gegen eine Kernsanierung ihres Viertels. Trotz der schlimmen sanitären Verhältnisse sind sie zufrieden, solange sie weiter wirtschaften können. „Wo soll ich dann meine Fabriken aufbauen?“, sagt Buddhu. Und auch Irfan fürchtet, dass er seine

kleine Zweigstelle bald aufgeben muss. Große Hoffnungen, dass der Slum auch in fünf Jahren noch existiert, hat kaum jemand. Das eng verzahnte Geflecht der mittelständischen Recycling-Betriebe könnte auseinandergerissen werden. Vielleicht sogar schon in den nächsten Jahren – es wäre wohl das Aus für viele Slumdog-Entrepreneure.

7. Startup im Staub

Nikhil Jaisinghani hatte mit vielen Problemen gerechnet, als er sich dazu entschloss, indische Dörfer mit Elektrizität zu versorgen: Dass sein Strom zu teuer sein könnte, zum Beispiel. Oder dass die Dorfbewohner ihre Rechnung nicht bezahlen. Eines hatte er aber nicht bedacht: Dass die Kunden seinen Strom schmutzig finden könnten.

Jaisinghani verlegte seine Leitungen neben Hütten, die Familien der untersten Kaste gehörten. Für einige Dorfbewohner war der Strom damit verunreinigt – und sie kündigten reihenweise. Mittlerweile hat sich der US-Unternehmer auf die Bedürfnisse seiner Kunden eingestellt. Bevor er jetzt mit Google Maps den Verlauf der Leitungen plant, erkundigt er sich nach der Kastenstruktur im Dorf.

Vor etwa einem Jahr hat Jaisinghani mit seiner Firma Mera Gao Power damit begonnen, solarbetriebene Mikronetze in abgelegenen Dörfern des Bundestaates Uttar Pradesh zu installieren. Sein System besteht aus bis zu vier Solarpanels samt Batteriesätzen, von denen die Leitungen direkt in die Haushalte führen. Die Kunden können sich zwei kleine LED-Lämpchen in ihre Hütten hängen und ihr Handy aufladen.

Jaisinghani hat sich die Ärmsten der Armen zur Zielgruppe gesetzt: Uttar Pradesh ist der größte und bevölkerungsreichste der indischen Bundesstaaten, aber auch einer der rückständigsten. Fünfzig Prozent der Bevölkerung haben keinen Strom. Viele der Hütten in den abgelegenen Orten sind nicht einmal aus Stein, sondern werden noch aus Stroh gebaut. Wenn die Sonne untergeht, dann wird es dunkel in den Dörfern – es sei denn, sie verwenden schmutzige Petroleumlampen. Jaisinghani und sein Kollege Brian Shaad sind angetreten, um das zu ändern.

Gerade einmal 2.500 Dollar kostet eine Anlage, die bis zu 100 Haushalte versorgen kann. Entsprechend gering ist der Preis für den Service, den eine Familie an Mera Gao Power bezahlen muss: Wer unterschreibt, zahlt nur etwa 40 Cent in der Woche – und spart dafür teures Petroleum und aufwendige Reisen in die nächst größere Stadt, um dort das Handy aufzuladen. In Gegensatz zu vielen anderen Off-Grid-Angeboten für abgelegene Dörfer sieht Jaisinghani den Vorteil seines Projekts in den geringen Anschaffungskosten für

seine Kunden. „Bei uns muss niemand erst eine teure Lampe kaufen und dann Angst haben, dass sie kaputt geht oder sich nicht rechnet. So etwas kann hier Existenzen gefährden“, sagt er. Das durchschnittliche Einkommen einer Familie in den Dörfern liegt gerade einmal bei rund 35 Euro im Monat, hat er bei einer kleinen Marktanalyse herausgefunden.

Entsprechend groß ist die Liste mit Dörfern, die ebenfalls ein kleines Stromnetz bekommen wollen. „Wir haben überhaupt keine Probleme, unser Projekt interessant zu machen. Bauen wir in einem Dorf ein kleines Netz auf, melden sich schon gleich die Nachbardörfer und wollen auch eins haben.“ In den nächsten zwölf Monaten soll der Kundenstamm deswegen von derzeit erst rund 460 Familien auf bis zu 6.000 Familien wachsen. „Wenn wir das erreichen, dann werden wir auch anfangen, schwarze Zahlen zu schreiben.“ Denn es ist das erklärte Ziel der beiden Manager, vollkommen unabhängig von Spenden zu sein. Ihre Organisation soll sich später einmal komplett selbst tragen.

Doch bis dahin ist es noch ein weiter Weg. Ein Unternehmen fern von jeder Infrastruktur aufzubauen, kostet Kraft und Energie. Die jungen Unternehmer müssen mit Schwierigkeiten kämpfen, die sie niemals einkalkuliert hatten. Zu unvertraut sind sie mit dem ländlichen Indien. Jaisinghanis Vater kommt zwar aus Indien, doch Jaisinghani selbst ist in den USA aufgewachsen und spricht kein Hindi. Sein Vater hasst Indien und fliegt nur ab und zu nach Goa, um dort in einem Strandbungalow Urlaub zu machen. Jaisinghani kann die Abneigungen seines Vaters gegenüber dessen Heimatland mittlerweile besser verstehen: Das Kastensystem, korrupte Dorfvorsteher und unbelehrbare Kriminelle stellen sich dem Unternehmer in den Weg. Und wenn man Jaisinghani fragt, ob er sich nicht manchmal überlegt, warum er sich diesen Stress eigentlich antut, dann sagt er: „Das frage ich mich eigentlich täglich.“

Vielleicht motiviert Jaisinghani, das er als junger Mann selbst ohne Strom gelebt hat. Als Freiwilliger unterrichtete er ein Jahr lang in abgelegenen Siedlungen des Himalajas in Nepal Englisch. Als Lichtquelle hatte er nur eine Petroleumlampe – genauso wie die meisten Menschen hier in Uttar Pradesh, bevor sie seine Kunden wurden. Sicherlich ist es aber auch die Tatsache, dass ein erfolgreicher Unternehmer nur an wenigen Orten so viel verbessern kann wie hier.

So wie zum Beispiel in Chak, einem Dorf, das er vor etwa einem halben Jahr elektrifiziert hat und zu dem er mich mitnimmt. Zwischen der Millionenstadt Lakhnau und Chak liegen etwa vier Autostunden und zehntausende Schlaglöcher. Als wir in dem Dorf ankommen, umgibt uns gleich eine riesige Menschentraube. Autos fahren den Feldweg nach Chak nur selten entlang.

Eines von Jaisinghanis Solarpanels steht jetzt auf Santram Pals Dach. Seitdem Mera Gao Power Strom ins Dorf gebracht hat, hat sich das Leben im Dorf stark verändert, erzählt er: „Meine Enkel können jetzt auch abends noch lernen“, erzählt Pal. Die Lichtqualität der LED sei klar besser als das der alten Petroleumlampen und auch noch deutlich einfacher zu bedienen. Früher musste Pals Frau die Lampen erst mühsam funktionsfähig machen. Außerdem könnten sich die Dorfbewohner abends häufiger besuchen. Früher haben sie sich häufig nicht mehr getraut, abends die Hütte zu verlassen. Die Angst vor Schlangen und Skorpionen sperrte die Dorfbewohner nachts in ihre Häuser. Vor Einbrechern und Dieben fürchten sie sich jetzt auch weniger.

Entsprechend freundlich und offen sind die Bewohner Chaks gegenüber Jaisinghani. Die Menschen sind ihm dankbar, überall muss er ein paar Hände schütteln. Beschwerden gibt es keine. Stattdessen zeigt ihm sein Assistent eine Liste mit den wöchentlichen Zahlungen: Kein offener Posten, alle haben bezahlt. „Das ist für uns der wichtigste Maßstab, ob wir gut arbeiten. Bei der kleinsten Unzufriedenheit zahlen die Menschen nicht mehr, da sie das Geld dringend für andere Dinge brauchen“, sagt Jaisinghani.

Derzeit ist sein größtes Problem, neue Investoren zu finden. Der Grundstock besteht derzeit aus 30.000 Dollar, die er aus seinem Privatvermögen in die Firma gesteckt hat. Glücklicherweise kam vergangenes Jahr eine satte Spende von USAid hinzu. Die Hilfsorganisation hat das Projekt mit 300.000 Dollar bezuschusst und hat damit die Installation von 40 weiteren kleinen Netzen bereits sichergestellt. Dennoch braucht die Firma noch frisches Kapital, um überleben zu können. „Am liebsten wäre mir ein Angel-Investor, der für einen guten Zweck investieren möchte und der auch etwas riskieren kann.“ Mit 100.000 Dollar wäre er schon zufrieden. Das würde das Wachstum der Firma für die nächsten Monate gut absichern.

Die Anlagen installiert Jaisinghani derzeit komplett selbst, sein Partner Shaad ist wieder in die USA zurückgekehrt, um nach Investoren zu suchen. Am Anfang, so ganz ohne Übung, brauchte er noch, mehrere Tage, um ein System komplett aufzubauen. Es besteht aus etwa 10 eingekauften Teilen, die Jaisinghani richtig ausrichten, verkabeln und konfigurieren muss. Er selbst ist kein Ingenieur, sondern eigentlich gelernter Programmierer und Ökonom. Kein Nachteil, findet er. Ganz im Gegenteil: „So kann ich wenigstens sicher wissen: Wenn ich es aufbauen und reparieren kann, dann schafft es jeder.“ Nachts schlief er häufig einfach mitten im Dorf im Freien, im Winter kauerte er sich an ein Lagerfeuer.

Doch immer wieder muss er in die Dörfer fahren, wenn beispielsweise etwas nicht funktioniert. „Ich versuche gerade noch, meine Mitarbeiter zu schulen, damit mir zumindest dieser Teil der Arbeit abgenommen wird.“

Denn immer wieder brechen die Systeme zusammen – beispielsweise, wenn einer der Dorfbewohner versucht hat, Strom zu klauen oder mal wieder jemand versucht hat, einen Fernseher an das dafür nicht ausgelegte kleine Netz anzuschließen. Dann schaltet sich das System automatisch ab und das Dorf liegt wieder komplett im Dunkeln.

Die rigide Maßnahme war nötig, weil die abgelegenen Dörfer ein nahezu rechtsfreier Raum sind – auch eine Folge des Kastensystems, wie Jaisinghani gelernt hat. „Die unteren Kasten trauen sich oft nicht, Diebstahl von höheren Kasten zu melden“, sagt er. Und innerhalb einer Kaste würde ein Übeltäter häufig gedeckt. Solche Dynamiken verhindern den Aufbau der Firma extrem. „Wir haben das am Anfang völlig unterschätzt“, sagt er.

Das fest verankerte Kastensystem stellte die Unternehmer vor enorme Herausforderungen. Nicht nur, dass Familien sich weigerten, Strom abzunehmen, der an den Häusern niedriger Kasten vorbeifließt. Beschwerden hagelte es auch, als ein Solarpanel auf dem Haus einer Familie aus einer niedrigeren Kaste aufgebaut werden sollte. Am Anfang versuchte Jaisinghani noch, seine Kunden umzustimmen. Doch dann erkannte er, dass seine Bemühungen ein Kampf gegen Windmühlen waren. Die über 5.000 Jahre alte Kultur lässt sich nicht durch logische Argumente wegwischen. Die Bedenken sind einfach zu groß. Da sich Jaisinghani nicht als Sozialarbeiter, sondern als Unternehmer sieht, passte er sich den Wunsch seiner Kunden an.

Nicht nur das Kastensystem behindert eine effiziente Elektrifizierung der Dörfer. Schwierig für das Unternehmen war es auch, die Gebühren für ihre Dienstleistung einzutreiben. Natürlich besitzt kaum einer der Dorfbewohner ein Konto – jemand muss vorbeikommen und sich den Betrag abholen. Die erste Idee der Unternehmer: Ein Verantwortlicher im Dorf sollte die Gebühren einsammeln. Doch das funktionierte nicht. Denn die Freundschaften und Verflechtungen innerhalb des Dorfes waren natürlich stärker als das Pflichtbewusstsein gegenüber der Firma. „Die verantwortliche Person hat zu oft toleriert, dass die Kunden mehr Strom bekommen, als sie für ihr Geld eigentlich bekommen sollten“, sagt Jaisinghani. Nun schicken sie zur Abrechnung immer jemanden vorbei, der nicht so eng mit dem Dorf verknüpft ist.

Wenn Jaisinghani solche Anekdoten erzählt, dann klingt er oft schon fast ein bisschen frustriert. Dennoch ist für ihn klar, dass er weitermachen möchte. „Auch wenn ich manchmal ausrasten könnte. Irgendwie ist es auch schön, jeden Tag aufzuwachen und nie genau zu wissen, welches Problem man heute wieder lösen muss.“

Manchmal lösen sich Probleme aber auch wie von selbst. Eines Tages, als ihr Fahrer sich plötzlich ohne Begründung aus dem Staub gemacht hat-

te, mussten sich die beiden Unternehmer zu Fuß auf den Weg ins nächste Dorf machen, bei etwa 40 Grad in der Sonne. Im nächsten Dorf angekommen, trafen sie einen jungen Mann, der sich gerade an ein Auto lehnte und dabei einen Joint rauchte. Es stellte sich heraus, dass das Auto ihm gehörte und er einigermaßen Englisch sprechen konnte. Der Mann fuhr sie nach Hause, sie verstanden sich gut und er hatte ein bisschen Ahnung von Elektrizität – mittlerweile ist er der „Operational Manager" bei Mera Gao Power.

8. Schönes neues Dorf

Es ist noch dunkel, da reißen Trommeln und Glockenklänge die Bewohner des kleinen Ralegan Siddhi aus ihren Träumen. Nur ein paar Minuten später joggen hunderte Schulkinder durch das Dorf. Regelmäßige Leibesübungen, zwei Stunden bevor der Unterricht beginnt. Gesänge erklingen, das Dorf wacht gemeinsam auf. Bevor die schwache Sonne die flachen Hügel überwunden hat, machen sich die Bauern an die Arbeit und ziehen auf die Felder.

Willkommen in Ralegan Siddhi, einem Dorf, das etwa 250 Kilometer von Mumbai entfernt liegt. Es ist kein normales Dorf, sondern ein Dorf, das seit etwa einem Jahr fast jeder Inder kennt. Sie nennen es auch „the ideal village". Es ist Vorbild für alle etwa 700.000 kleinen Ortschaften, die über den Subkontinent verteilt sind, die nur aus einer Ansammlung von Lehm- und Strohhütten bestehen. Manche finden sogar, das Dorf sollte das Vorbild für ganz Indien sein.

Das will auch der Schöpfer dieses kleinen, vermeintlichen Paradieses. Er ist das derzeitige moralische Oberhaupt Indiens. Im Kampf gegen die Korruption hat er sich einen Namen gemacht. Ein kleiner, schmächtiger Mann mit einer hohen, piepsigen Stimme: Anna Hazare, etwa Mitte 70. Sein genaues Alter kennt niemand, nicht einmal er selbst. Als er geboren wurde, achtete man im ländlichen Indien noch nicht auf Nebensächlichkeiten wie ein Kalenderdatum.

Ich war eigentlich nach Ralegan gekommen, weil ich gehört hatte, das Dorf habe eine komplett autarke und erneuerbare Stromversorgung – das stellte sich jedoch recht schnell als komplett falsch heraus. Die einzige Anlage für erneuerbare Energien, die ich in Ralegan fand, war eine kaputte Biogas-Anlage. Die stank zwar fürchterlich, Strom lieferte sie aber nicht.

Ralegan braucht diese Anlage allerdings auch nicht. Das Dorf ist schon seit den achtziger Jahren an das öffentliche Stromnetz angeschlossen. Ein Anschluss, der blutig erkämpft wurde. Das komplette Dorf blockierte damals mehrere Tage eine wichtige Landstraße. Die Staatsgewalt schritt ein

und schoss mehrere Demonstranten nieder. Angeführt wurde der Aufstand damals – natürlich – von Anna Hazare.

Auch wenn es energiepolitisch aus diesem Dorf eigentlich nichts zu berichten gibt – die Tage hier waren trotzdem spannend. Ich bedaure es überhaupt nicht, Ralegan besucht zu haben. Hazare wird derzeit umjubelt, wie kaum ein anderer Mann auf dem Subkontinent. In Indien gilt er als aufrichtig und selbstlos, seine Unterstützer lieben ihn dafür. Doch wer sich diesen neuen Volkshelden genauer anschaut, wer sein Dorf besucht und mit dessen Bewohnern spricht, der entdeckt auch dunkle Flecken in der Biographie dieses politisch engagierten Gurus. Seine Forderungen nach der Todesstrafe für korrupte Politiker decken sich mit den rigiden Methoden, mit denen er sein Heimatdorf einst aus der Lethargie riss – aber auch gleichgeschaltet hat. Wer seine Gunst will, der muss Hazares Vorstellung vom Leben folgen. Jeder andere wird ausgegrenzt.

Im vergangenen Jahr stieg Hazare durch seinen Kampf gegen die Korruption kometenhaft auf. Mit zwei Hungerstreiks für ein Anti-Korruptionsgesetz und für die Einsetzung eines Ombudsmannes holte er die Inder im vergangenen Jahr zu Hunderttausenden auf die Straße. Kurz zuvor waren mehrere Skandale publik geworden, und die Öffentlichkeit tobte. Als Hazare drohte zu streiken, steckten ihn die indischen Behörden kurzerhand ins Gefängnis. Doch Hazare begann seinen Hungerstreik einfach in seiner Zelle.

Zwei Wochen lang nahm Hazare keine Nahrung zu sich. Es war die Zeit, in der er sich zum nationalen Helden entwickelte: Die Inder erklärten ihn zum neuen Gandhi. Viele schrieben sich seinen Namen auf die Stirn, Heerscharen pilgerten in die Hauptstadt, wo Hazare fastete. Als er nach ersten Zugeständnissen der Politiker wieder an ein bisschen Kokosnussmilch nippte, jubelten ihm in Delhi Zehntausende zu. Das renommierte Magazin Foreign Policy setzte den ehemaligen LKW-Fahrer auf Platz 37 der Top 100 globalen Denker. Die Begründung: Hazare habe es geschafft, die riesige indische Mittelklasse endlich aus ihrem politischen Dornröschenschlaf zu wecken.

Vor seinen Protesten gegen die indische Regierung, war Hazare allenfalls eine regionale Größe. Man kannte ihn vor allem in seinem Heimat-Bundesstaat Maharashtra. Hier wurde er vor allem für seine Aufbauarbeit in dem Dorf bekannt, in dem er aufwuchs: Ralegan Siddhi.

Hazares Aufstieg begann, als er in den sechziger Jahren aus dem Krieg gegen Pakistan zurückkehrte. Er war der einzige Überlebende seiner Einheit, nachdem pakistanische Granaten seinen Konvoi auseinandergerissen hatten. Es sollte, so sagt er heute immer wieder, sein Erweckungsmoment sein. „Die einzige Aufgabe, die ich mir von da an gab, war, der Gemeinschaft zu dienen.“ Zuerst kehrte er nur hin und wieder in sein Dorf zurück. 1975 beendete er seine Karriere beim Militär endgültig und zog nach Ralegan.

Dort hatte er genug Möglichkeiten, sich seiner neuen Lebensaufgabe zu widmen: Hazare wechselte von einer Hölle in die andere, denn in seinem Dorf herrschten katastrophale Verhältnisse: Ständige Dürren hatten die Menschen ausgezehrt. Viele der Männer hingen an der Flasche. Auf den verdorrten Feldern konnten sie keine Arbeit finden. Stattdessen schlugen sie im Suff ihre Frauen. Über 40 Destillerien hatten die hoffnungslosen Männer der kleinen Ortschaft mit Schnaps versorgt. Die Kinder spielten in Fäkalien, in dem ganzen Dorf gab es keine einzige Toilette.

Das erste, was Hazare tat: Er zog in den Dorftempel und ließ ihn von seinem ersparten Geld renovieren. Der Tempel wurde zu seinem Hauptquartier, von hier aus startete er seine Revolution. Er berief Versammlungen ein, in denen er gegen Alkohol wetterte, gegen Fleischesser und Großfamilien. In dieser Zeit sollten auch die fünf Prinzipien entstehen, seine fünf Prinzipien, die Hazare immer wieder mantrahaft wiederholt und denen er den Erfolg des Dorfes zuschreibt. Es sind eiserne Gesetze, und niemand würde in Ralegan an ihnen zweifeln. Zumindest niemand, mit dem ich in dem Dorf gesprochen habe. Darunter sind: Kein Alkohol, ein „freiwilliger“ Dienst an der Dorfgemeinschaft und eine verpflichtende Familienplanung. Wobei Familienplanung bedeutet, dass keine Familie mehr als zwei Kinder haben darf. Außerdem dürfen die Bauern ihre Tiere nicht mehr frei weiden lassen und keine Bäume mehr fällen – das sichert einen höheren Grundwasserspiegel und vereinfacht die Bewässerung.

35 Jahre später ist Ralegan deutlich wohlhabender als vergleichbare Dörfer in Indien. Ralegan hat feste Straßen, nahezu 24 Stunden Strom und fließend Wasser. Für indische Verhältnisse ist das der absolute Luxus. Dank eines cleveren Wassermanagements, das Hazare initiiert hat, grünt das Dorf in einer recht kargen Landschaft. Die Milchproduktion hat sich verzwanzigfacht, die Früchte werden mittlerweile bis in die Vereinigten Arabischen Emirate exportiert.

Doch der Erfolg des Dorfes basiert auch auf extremer Disziplin, manche sagen auch einem Regime der Angst. Nachdem sich nicht alle an das neue Alkoholverbot hielten, griff Hazare auch zu Gewalt. „Er versammelte junge starke Männer und stürmte die Destillerien“, erzählt mir der Dorflehrer JP Marpei. „Und wer beim Trinken erwischt wurde, den schleppten sie in die Mitte des Dorfes und verprügelten ihn in aller Öffentlichkeit.“ Hazare selbst habe den Übeltäter an einen Pfahl gebunden und ihn mit seinen Fäusten geschlagen.

Die Bewohner sind ihm deswegen merkwürdigerweise nicht böse. Sie lieben ihn, angeblich selbst jene, die er damals verprügelt hat. Im Dorfzentrum haben sie ihm ein kleines Museum errichtet, in der Eingangshalle hängen seine Auszeichnungen und Pokale. Es sind an die Hundert.

Vor allem die Frauen wären erleichtert darüber gewesen, dass er das Dorf von der Geisel Alkohol befreit hat, sagen mir viele. Hazare selbst rechtfertigte mir gegenüber seine harten Maßnahmen und sagt, er würde sie jederzeit wiederholen. „Ich bin wie eine Mutter, die ihre Kinder manchmal mit harten Strafen erziehen muss."

Das strikte Alkoholverbot gilt noch immer. Genauso wie die Regel, dass eine Familie nicht mehr als zwei Kinder haben sollte. Wenn man die Dorfbewohner fragt, was passiert, wenn eine Familie doch ein drittes Kind bekommt, heißt die Antwort: So etwas kommt einfach nicht vor. Nur einer gibt offen zu, was dann passieren würde: „Die Familie würde kollektiv ausgelacht", sagt mir Yogesh Repale, ein junger Student, der für ein paar Wochen in sein Heimatdorf gekommen ist, um sich auf Prüfungen vorzubereiten.

Die Kinder sind immer noch nicht erwachsen geworden. Es gibt zwar eine Dorfversammlung, die Graham Sabha, aber eigentlich ist es auch immer eine Hazare-Show, erzählt mir einer der Bewohner. Er wird nicht gewählt – das hat er gar nicht nötig, aber trotzdem sitzt er immer in einer Reihe mit den gewählten Dorfführern. „Er steht in der Mitte, und was er sagt, dass wird dann auch gemacht", sagt der Dorflehrer. Gegen ihn anzugehen wäre politischer Selbstmord.

Hazare muss allerdings auch deswegen keinen Widerspruch fürchten, weil letztendlich er bestimmt, wer Dorfvorsteher wird. Als er die Idee hatte, dass nur Frauen eine Zeit lang in das oberste Entscheidungsgremium gewählt werden sollten, da folgten die Bewohner seiner Idee und wählten nur weibliche Chefs. Hazare schwebt über der politischen Verfassung des Dorfes.

Unter ihm ist zum Beispiel Jaisingh Mapari, der eigentliche gewählte Vorsteher des Dorfes. „Sarpanch" heißt dieses Amt in Indien. Als Hazare berühmt wurde, und mit ihm auch das Dorf, machte plötzlich auch der Sarpanch des winzigen Ralegan nationale Schlagzeilen. Eine Zeit lang überlegte Mapari sogar, als Politiker Karriere zu machen und kandidierte für Parlamentswahlen des Bundestaates – bis ihn Hazare wieder zurückpfiff, weil er sein Image als Anti-Politiker zu verlieren fürchtete.

Ich treffe Mapari zufällig mitten auf dem Dorfplatz, gelehnt an seinen strahlend weißen Geländewagen, während er sich mit ein paar Dorfbewohnern unterhält. Mit der strahlenden Luxuskarosse könnte der Unterschied zum spartanisch lebenden Hazare kaum größer sein. Doch die beiden verbindet viel. Besser gesagt: Mapari versucht ihre Verbindung zu beteuern. Als Hazare zwei Wochen fastete, da fastete auch Mapari – wenn auch nur zwei Tage. Und wenn man Mapari fragt, was sein größter politischer Erfolg war, dann nennt er natürlich Hazares Sieg, damals, als Hazare die Mächtigen in die Knie zwang.

Gerade kommt er von einem Treffen mit Hazare. Ein Schriftsteller hat ein Buch über Hazare geschrieben und darum gebeten, es gemeinsam vorzustellen. Und weil zu Hazare auch Ralegan gehört und Ralegan zu Mapari, darf Mapari bei der Vorstellung auch dabei sein. Wenn man ihn fragt, ob es manchmal Meinungsverschiedenheiten zwischen ihm und Hazare geben würde, sagt er: „Ich würde für Hazare bis in den Tod gehen."

Das würden sicherlich viele behaupten: Mittlerweile ist Ralegan eine Pilgerstätte geworden. Im Herbst kamen jede Woche Tausende. Hazare musste von dem kleinen Tempel in eine gut bewachte Anlage fliehen, die ursprünglich dafür gebaut wurde, Entwicklungshelfern die Erfolgsrezepte des Dorfes zu erklären. Jetzt lebt er dort in einem kleinen Zimmer. Ein hoher Zaun schirmt das Areal ab, zehn Leibwächter laufen Patrouille.

Auch an diesem Abend hat sich wieder eine kleine Schar versammelt. Aus ganz Indien sind sie gekommen, um Hazare zu begegnen. Ein Joga-Meister ist hunderte Kilometer gereist, er will Hazare eine neue Therapie vorschlagen, weil er gehört hatte, dass dessen Gesundheit etwas angeschlagen sei. Ein Lehrer bringt den Brief eines Kollegen mit privaten Problemen. Hazare verspricht, sich das Schreiben einmal durchzulesen.

Nach fünf Minuten zieht er sich wieder zurück. Er hat nicht mehr viel Zeit für den Einzelnen, jetzt, wo er für das Wohl der gesamten Nation kämpft. Die Dorfbewohner sagen mir, sie fühlten sich schon ein bisschen vernachlässigt. Als Hazare in Delhi gegen die Mächtigen anhungerte, flehten sie ihn an, er solle zurückkommen und seine Gesundheit nicht weiter aufs Spiel setzen. Doch Hazare wird sich mit seiner regionalen Rolle nicht mehr zufrieden geben. „Ich werde mich wieder einmischen, noch vor den nächsten Parlamentswahlen. Dann werden die Politiker eher meinen Forderungen gerecht werden."

Weil bisher noch nicht viele Westler das Dorf besucht haben, bekomme ich die Ehre einer Privataudienz bei Hazare. Wir treffen uns in einem Vorraum zu seinem Schlafzimmer, in das ein paar Sofas gestellt wurden und nun als Konferenzzimmer dient. Neben ihm sitzt ein netter Mönch, der freundlich lächelt und immer nickt, wenn ich etwas sage – auch wenn er gar kein Englisch spricht.

Ich gratuliere Hazare zu seiner Aufbauarbeit im Dorf, frage ihn aber auch, ob er nicht ein bisschen zu streng mit den Bewohnern war. Außerdem interessiert mich, ob ihm die Vergötterung nicht langsam ein bisschen zu viel wird. Aber Hazare hat mit nichts von dem ein Problem. Er sagt, dass die Leute einen starken Führer brauchen. Er habe eine Mission und die müsse er erfüllen. So spricht einer, der denkt, er sei ein Prophet, denke ich nach meinem Gespräch mit ihm.

Die kulturellen Unterschiede sind mir nie so klar geworden, wie in diesen drei Tagen. Ich kann es zwar verstehen: Hazare hat den Dorfbewohnern ein

sicheres Einkommen gegeben und die Angst vor dem Hunger genommen. Die Menschen haben einfach andere Probleme, als sich um ihre Freiheit zu sorgen. Trotzdem verwirrt mich die Hingabe zu einer Person. Und es sind ja auch nicht nur die Dorfbewohner. Aus ganz Indien reisen derzeit junge Menschen in das kleine Dorf, auch gut ausgebildete, um Hazare zumindest einmal kurz zu sehen.

Der Mann hat sicherlich viel geleistet, und sein Engagement gegen die Korruption ist heldenhaft. Aber sein Dorf als Modell für ein ganzes Land – so wie es hier viele sehen? Ich glaube, das funktioniert nicht. Und ich hoffe es auch nicht. Es würde mein Menschenbild ziemlich durcheinanderbringen.

9. Kampf gegen 30.000 Megawatt

Er hatte lange gezögert, zu lange, wie er heute weiß. Erst bei der letzten öffentlichen Anhörung fasste Bashkar Krishnapatnam seinen ganzen Mut zusammen. Zu lange hatte er seinen Nachbarn, den Managern und den Politikern schon zugehört, und zu lange hatte er geschwiegen.

Das Thema der Anhörung: Ein neues Kraftwerk sollte neben seinem Dorf gebaut werden, ein Ultra Mega Power Project, wie es heißt. 4.000 Megawatt sollte es liefern können, hunderte Arbeitsplätze schaffen. In den öffentlichen Anhörungen stritten die Menschen über die Kompensationen, die sie für ihr Land bekommen sollten. Sie stritten darüber, wie die Jobs in den Fabriken verteilt werden sollten und welche Straße über welchen Acker führen wird. Manche seiner Nachbarn wollten sogar Erbstreitereien öffentlich lösen, die der plötzliche Reichtum durch die gezahlten Kompensationen plötzlich entfachte.

Bashkar wollte nichts von dem wissen. Seine Rede hatte ein anderes Thema. Er redete über Umweltschutz, über Luftverschmutzungen und über sein Misstrauen gegenüber der Regierung und den großen Stromkonzernen. Genützt hat es nicht. „Sie wollten mir nicht zuhören, es hat sie einfach nicht interessiert“, sagt er resigniert. Und so wurde das Kraftwerk neben dem kleinen Ort Krishnapatnam gebaut. Heute sagen die Menschen zu Bashkar, er habe recht gehabt.

Und es sollte nicht nur bei einem Kraftwerk bleiben. In dem gesamten Distrikt schießen derzeit Kohlekraftwerke wie Pilze aus dem Boden. In ein paar Jahren könnten es insgesamt an die dreißig sein. Fast 30.000 Megawatt könnten die Kraftwerke dann liefern, mit so einer Leistung könnte man nachts ganz Deutschland versorgen. Manche sind schon im Bau, andere sind noch in der Planungsphase oder werden gerade erst beantragt – doch die Umweltschützer sind sich sicher, dass die meisten beantragten Kraftwerke auch genehmigt werden. Die ganze Region rast mit Lichtge-

schwindigkeit durch den Strukturwandel, und schon jetzt spüren die Menschen die Folgen. Soziale Probleme und gravierende Umweltprobleme drohen dem Küstenstreifen.

Doch die Menschen werden mit den Herausforderungen weitgehend alleingelassen, wenn nicht sogar erpresst und bedroht. Häufig müssen sie ihr Land abtreten, ohne ausreichend vorbereitet und entschädigt zu werden. „Das, was hier passiert, ist ein Verbrechen, und es ist staatlich organisiert“, sagt Vihjakumar, Arzt und Aktivist im nahen Nellore. Er versucht, die Bauern für das Thema zu sensibilisieren, damit sie bei der Planung der Großprojekte nicht zu sehr benachteiligt werden.

Auch die deutsche Kreditanstalt für Wiederaufbau ist bei den Projekten beteiligt. Sie ist einer der Hauptfinanziers eines 1.600-Megawatt-Kraftwerks. Das Kraftwerk ist sehr modern, der Wirkungsgrad hoch. Dennoch protestieren auch immer wieder Menschen gegen dieses Kraftwerk, das letztendlich vom deutschen Steuerzahler mitfinanziert wurde. Denn auch für dieses Land wurden Menschen umgesiedelt, die eigentlich lieber in ihren Häusern bleiben wollten – und die Entschädigungen, die ihnen versprochen wurden, nicht vollständig erhalten haben.

Alles fing an mit einem Hafen: Krishnapatnam, etwa 20 Kilometer entfernt von der Distrikthauptstadt Nellore, wird langsam aber sicher zu einem der größten Überseehäfen Asiens ausgebaut – in einer Region, in der bisher kaum Industrie angesiedelt war. Das nächste Industriezentrum, die Millionen-Metropole Chennai, liegt etwa 200 Kilometer weiter südlich. Riesige Frachtschiffe löschen mittlerweile in Krishnapatnam ihre Kohleladungen aus Australien und Indonesien. Schon jetzt sind es tausende Tonnen. Wenn die Kraftwerke alle gebaut werden, würde sich die Menge weiter vervielfachen.

Was passiert, wenn die Kraftwerke die Unmengen an Kohle verfeuern, haben weder die Behörden noch die Konzerne jemals ausgerechnet. Die einzelnen Unternehmen müssen in Indien immer nur die Auswirkungen ihres eigenen Kraftwerkes berechnen und den Behörden vorlegen. „Aber niemand achtet auf die kummulierte Schadstoff-Belastung aller Kraftwerke zusammen“, sagt Vihjakuma. Eine so hohe Konzentration an großen Kohlekraftwerken dürfte weltweit einmalig sein.

Dabei gibt es eine Studie. Gemacht hat sie Sagar Dhara, Wissenschaftler aus Hyderabad. Er hat die Daten aller Kraftwerke zusammengerechnet und die möglichen Auswirkungen modelliert. Seine Ergebnisse sind mehr als beunruhigend: Selbst an der Westküste Indiens, also auf der anderen Seite von Nellore, könnte die konzentrierte Menge an Abgasen noch beträchtlichen Schaden anrichten. An der Ostküste wären zumindest nach EU-Kriterien viele Messwerte um ein Vielfaches überschritten. Die Belastung an Schwefeldioxid wäre höher als in Bitterfeld vor der Wende.

Auch wenn viele Kraftwerke noch nicht zu Ende gebaut oder noch in Planung sind – der Strukturwandel ist jetzt schon überall sichtbar: Wer die kleinen Dörfer rund um den Hafen besucht, der trifft überall auf völlig verzweifelte Menschen. „Wir sind vollkommen hoffnungslos und wissen nicht mehr, was wir tun sollen," sagt mir Thulasingari Yedukondalu aus einem kleinen Fischerdorf, das nur wenige hundert Meter von dem riesigen Hafen entfernt ist. Zwar werden manchmal Kompensationen für Land bezahlt – doch kommt letztendlich oft nur ein Bruchteil der vereinbarten Summe bei den Betroffenen auch an.

Thulasingari sitzt mit seinen Freunden dort, wo sie seit Jahren fast nur noch sitzen: Auf der Veranda eines kleines Ladens, der Gebäck und Tee serviert. Früher sind sie täglich rausgefahren zum Fischen. Aber seit der Hafen so stark ausgebaut wurde, haben sich die Fische von der Küste entfernt. Außerdem zerschneiden die Schiffschrauben die teuren Netze, das Kostbarste, was sie haben – ein Netz kostet in etwa 50.000 Rupien, das sind in etwa 800 Euro.

Seitdem fahren sie immer seltener raus aufs Meer. Ihre einzige Hoffnung war lange Zeit ein kleiner mit Meerwasser gefüllter See. Doch seitdem ein Kraftwerk sein Wasser darin ableitet, sterben die Fische auch hier. Ein Junge erzählt, dass er gestern 12 Stunden auf See war. Sein Fang ist gerade einmal 50 Cent wert. Noch vor ein paar Jahren kehrten sie regelmäßig mit Beute von etwa 5 Euro zurück ans Land, sagen die Fischer. Eigentlich dürfte die Fabrik das warme Wasser nicht in den kleinen See ableiten – doch die Firma kümmerte sich nicht drum. Zunächst hatten sich die Dorfbewohner gewundert, warum die toten Fische im See schwammen. Dann entdeckten sie die Rohre, die von dem Kraftwerk direkt in ihr Fanggebiet führten.

Die Dorfbewohner stecken jetzt doppelt in der Patsche. Der Fischfang ist unrentabel geworden – und das meiste Land haben sie an die Kraftwerksbetreiber abgegeben. Auch die wenigen Felder, die sie hatten, können sie nun nicht mehr ernähren.

Zwar haben sie Kompensationen erhalten – doch einen Teil der Zahlungen haben sie nie erhalten. Dreimal etwa 1.200 Euro sollten sie bekommen, doch der Betrag wurde ihnen nur einmal ausgezahlt. Regierung und Konzerne schieben sich die Verantwortung gegenseitig zu. „Wenn wir zu den Firmen gehen, schicken sie uns zur Regierung, und die Regierung schickt uns zu den Firmen", sagt Thulasingari. Dabei sind Beschwerden auch immer mit Gefahr verbunden. Wem die Emotionen durchgehen und ein bisschen lauter wird, dem droht sogar die Verhaftung, erzählen die Dorfbewohner. Gegen die Verschwörung aus staatlicher Gewalt und riesigen Konzernen haben sie keine Chance.

Dabei wollten viele der Familien ihr Farmland überhaupt nicht hergeben. Doch zum Schluss hatten sie keine Wahl mehr. „Die Firmen, Regierung und Großgrundbesitzer sind eng miteinander verbunden. Gegen diese Allianz

können die armen Bauern nichts tun“, sagt mir der Arzt Vijayakumar. Oft werden die Bauern aber auch mit falschen Versprechungen gelockt. Zum Beispiel auf den öffentlichen Anhörungen, die vor dem Bau großer Projekte Pflicht sind. „Häufig kommen da Kritiker überhaupt nicht zu Wort.“ Die Regierung des Distrikts legt die Agenda der Treffen fest – und die würden immer mehr Befürworter auf die Rednerliste setzen als Gegner. Außerdem dürfen die Kritiker immer erst ganz zum Schluss sprechen – wenn viele der Zuhörer schon längst das Interesse verloren haben.

Vijayakumar selbst zieht manchmal mit seiner Organisation „Forum for Awareness“ von Tür zu Tür um Aufklärungsarbeit zu leisten. Erschwert wird die Arbeit auch durch das immer noch präsente Kastensystem in den Dörfern. „Oft reicht es, nur den Führer einer Kaste zu überzeugen zu verkaufen, beispielsweise in dem man ihn schmiert“, sagt er. „Wenn man ihn hat, dann hat man schnell einen ganzen Clan überzeugt. Denn wer nicht folgt, der wird von der Gemeinschaft verstoßen.“

Meistens haben die Bauern aber sowieso keine Wahl. Das Spiel läuft immer gleich ab: Die Großgrundbesitzer werden mit horrenden Summen geködert. Wenn sie zustimmen, und die Firma damit bereits ein Großteil des Landes sicher hat, setzt das die kleinen Bauern unter Druck. „Die Firmen gehen zu den Bauern und erzählen ihnen, dass wenn sie nicht zustimmen sollten, sie ohne Entschädigung enteignet werden könnten“, sagt Bashkar Krishapatanam. Gleichzeitig würden sie dann erste Arbeiten beginnen und schwere Geräte auffahren - auch wenn noch keine Baugenehmigung erteilt wurde. Solche Einschüchterungen bringen die Bauern dann dazu, letztendlich doch zuzustimmen.

Doch mit dem Ackerland verlieren sie auch ihre einzige Einnahmequelle. Zwar versprechen ihnen die Firmen immer wieder, dass sie auf den Baustellen und später in den Kraftwerken arbeiten könnten - doch sind das oft nur leere Versprechen, wie sich später meistens herausstellt. „Bei uns im Dorf haben gerade einmal sechs von fünfhundert Menschen eine Anstellung gefunden“, sagt mir Uma Sankar Sambunithopu, dessen komplettes Dorf in Neubauten umgesiedelt wurde.

Die Stromkonzerne haben für die einfachen Farmer meistens keine Verwendung. Sie sind zu schlecht ausgebildet und haben keinerlei Erfahrung als Bauarbeiter oder gar Techniker. Im besten Fall bleibt für sie ein Job als Fahrer übrig. Doch selbst jene, die einen solchen Job ergattern können, macht das nicht glücklich. „Früher waren wir unsere eigenen Herren, wir haben von dem gelebt, was uns die Felder gegeben haben. Jetzt sind wir nur noch Sklaven“, schimpft Sambunithopu.

Theoretisch hätten sich die Bauern von ihren Kompensationen neues Land kaufen können. Und viele hatten das auch vor. Doch die Preise sind

enorm gestiegen. Selbst wenn Kompensation gezahlt wurde, reichte sie häufig nicht für frisches Ackerland aus: Denn es wollten viele Bauern weiterhin von der Landwirtschaft leben und suchten nach neuen Anbauflächen. Rund um den Hafen stiegen die Preise noch zusätzlich aufgrund der lukrativen kommerziellen Lage.

Die Folge der Inflation: Wer genauso viel Land wie vor dem Kraftwerksboom haben wollte, muss jetzt häufig über fünfzig Kilometer fahren bis er seine Felder erreicht. Erst dann sind die Preise wieder einigermaßen erschwinglich. Und fünfzig Kilometer in Indien sind eine weite Strecke. Hin und zurück kann die Fahrt da schon einmal vier Stunden dauern.

Besonders hart trifft es deswegen die landlosen Feldarbeiter. Sie haben oft überhaupt keine Kompensation erhalten und müssen jetzt die weiten Strecken in Kauf nehmen – wenn sie überhaupt noch Arbeit finden. Ein junger Bursche erzählt, dass er früher um die 300 Tage Arbeit hatte – jetzt sind es nur noch um die 50. Über die Runden kommt er nur noch, weil sein Onkel ihn finanziell unterstützt. Die Zeit vertreibt er sich jetzt, in dem er mit anderen Jugendlichen im Dorfzentrum abhängt und Glücksspiele spielt. Das ist noch die sinnvollste Beschäftigung. Alkoholismus war in dieser Region schon immer ein Problem, doch jetzt hat es sich noch weiter verschärft. „Früher haben um die 70 Prozent der Männer getrunken“, erzählt ein Dorfbewohner, „jetzt sind es um die 90 Prozent.“

Es sind keine humanitären Katastrophen, die sich hier abspielen. Fast immer wurde zumindest ein Teil der versprochenen Kompensation gezahlt. Viele Bauern hatten sogar niemals so viel Geld wie jetzt. Doch fraglich ist, wie lange es ihnen noch gut geht. Denn kaum einer weiß, wie man mit Geld umgeht. Viele können noch nicht einmal lesen und schreiben. Und längst nicht alle gehen umsichtig mit ihrem frischen Kapital um und investieren es in ihre Zukunft. Es gibt auch niemand, der sie in ihrem neuen Lebensabschnitt berät und den Prozess irgendwie begleitet. Viele haben das Geld einfach in ein neues Haus gesteckt: In Krishapatnam stehen überall schmucke Hütten, die man sonst selten in indischen Dörfern findet.

Selbst, wer versucht zu investieren, verliert häufig: Einige der Bauern kauften sich LKW, um kleine Fuhrgeschäfte zu eröffnen. Die Kraftwerksbetreiber hatten ihnen informell Aufträge zugesichert – letztendlich waren es aber doch zu wenige, um die vielen neuen selbstständigen Trucker zu beschäftigen. In ihrer Verzweiflung zogen die Einwohner vor das Werkstor, um zu protestieren. Nicht nur jene, die um ihre Existenz bangten, kamen zu der Demonstration. Auch Bhaskar, der Umweltschützer, war dabei. Etwa hundert waren es, schätzte er. Die Kraftwerksfirma Reliance rief die Polizei und mobilisierte außerdem ein paar Befürworter des Kraftwerks – die Gruppen prallten aufeinander. Der schmale Bhaskar, dem auf der Versammlung nie-

mand zuhören wollte, wurde verletzt. Den Zeitungsartikel mit dem Foto, auf dem man sieht, wie er zusammengeschlagen wird, hat er noch immer.

10. Fazit

In Indien zu recherchieren, ist anstrengend: Über das Telefon versteht man nur die Hälfte, weil die Verbindung so schlecht ist oder der extreme Dialekt des Gesprächspartners zu ungewohnt klingt. Termine werden längst nicht so penibel eingehalten wie in Deutschland. Nur weil etwas abgemacht ist, heißt das noch lange nicht, dass es auch passieren wird. Wenn der Server der Eisenbahn funktioniert, kann man zwar innerhalb von fünf Minuten ein Ticket buchen. Aber ist das System mal wieder zusammengebrochen, muss man zum Bahnhofsschalter, an dem niemand Englisch sprich und der Kauf einen halben Tag dauern kann.

Fast alles läuft über die persönliche Ebene ab, auch die Recherche. In manchen Dörfern habe ich mehrere Tage lang jeweils 24 Stunden mit meinen Gesprächspartnern verbracht. Sie haben mich zu ihren Familien nach Hause eingeladen, oder sie haben bei mir im Hotelzimmer übernachtet – einmal sogar in meinem Hotelbett. Zum Glück war das gegen Ende meiner Reise, und ich war schon abgehärtet. Was mich zu Beginn vermutlich ungeheuer gestört hätte, war mir nach sechs Wochen Indien schon ziemlich egal.

Mit fast allen Menschen, die mir bei meinen Recherchen halfen, habe ich über viel mehr geredet, als über mein eigentliches Recherchethema. Ich habe von Deutschland erzählt und von meinen Plänen, sie von Indien und ihrer Zukunft. Viele der jungen Inder hatten Angst, dass ihre Eltern ihnen einen Partner aussuchen würden, der ihnen nicht gefällt. Für keinen kam aber in Frage, dem Wunsch der Eltern nicht zu entsprechen. Andere erzählten mir von ihren Träumen, die recht bescheiden waren und trotzdem für viele unerreichbar: zum Beispiel als Küchenhilfe auf einem Kreuzfahrtschiff zu arbeiten. Die Aktivisten in Nellore berichteten mir von Freunden und Verwandten, die sich in ihrer Verzweiflung maoistischen Rebellen angeschlossen hatten und im Gefecht gegen die indische Armee fielen. Dass ihre Bekannten auch Gewalt anwendeten, konnten sie nachvollziehen. Natürlich widersprach ich ihnen; redete von Veränderungen durch Wahlen, Leserbriefe oder Demonstrationen – und natürlich glaube ich das immer noch. Aber als ich mit den vollkommen entrechteten Bauern gesprochen hatte, wurde mir auch klar, wie naiv ich ihnen allen vorkommen musste. Für wie selbstverständlich ich einen funktionierenden Rechtstaat halte.

In den sechs Wochen habe ich gespürt, wie stark das Umfeld einen Menschen prägt: Wie schnell man sich an andere Umstände gewöhnen kann, wie

schnell etwas normal wird, was früher absurd wirkte. Gleichzeitig wuchs dadurch auch das Verständnis dafür, was andere Menschen alles als normal und selbstverständlich empfinden können. In den sechs Wochen habe ich mindestens genauso viel über mich selbst gelernt, wie über die indische Energiewirtschaft. Danke, Heinz-Kühn-Stiftung!